



Missionsdirektor D. Theod. Gehler

geb. 8. Juni 1850

gest. 15. Juni 1915

*9. Juni 1915
H. Schallhess
Zürich*

Lebenslauf von Direktor D. Theodor Oehler.

Verfaßt von Inspektor W. Oetkli.

Von Gottes Gnade bin ich was ich bin, und seine Gnade
an mir ist nicht vergeblich gewesen. 1 Kor. 15, 10.

Theodor Friedrich Oehler wurde am 8. Juni 1850 in Breslau geboren, wo sein Vater, Gustav Friedrich Oehler, die Professur des alten Testaments bekleidete. Seine Mutter, Luise Oehler, war die Tochter des Professors der Theologie J. Chr. Steudel in Tübingen. Als der Knabe zwei Jahre alt war, wurde sein Vater als Professor des alten Testaments und Ephorus des evangelisch-theologischen Seminars (des sog. Stifts) in seine württembergische Heimat nach Tübingen berufen. Im frühlichen Geschwisterkreis — dem Alter nach der fünfte — verlebte er eine glückliche Kindheit. Da sein Vater durch sein arbeitsreiches Doppelamt sehr in Anspruch genommen war, lag die Erziehung der Kinder hauptsächlich in der Hand der Mutter. Sie lehrte den Knaben schon im zarten Kindesalter beten, erzählte ihm biblische Geschichten und ließ ihn eine schöne Reihe von Liedern lernen. Der Einfluß, den seine Mutter auf ihn ausübte, ist, wie er selbst bekennt, von bleibender Bedeutung für sein Leben gewesen. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß ihn, seit er überhaupt anfing, sich über religiöse Dinge Gedanken zu machen, das Gefühl nicht verlassen hat, daß man „ein Christ sein und werden müsse.“ Im Herbst 1864 trat er, entsprechend einem schon früher rege gewordenen Gedanken, einmal Theologie zu studieren, als Seminarist in das Seminar Schöntal ein. In dem Lebenslauf, den er später der Gemeinde Leonberg vorlegte, hat er ausgesprochen, daß er während dieser Zeit, wenigstens vorübergehend, Gott ferner gewesen sei, als je vorher oder nachher. Das Gebet sei ihm eine Zeitlang zur lässig geübten Gewohnheit geworden.

Anm. Die obige Darstellung geht z. T. auf Mitteilungen der Familie, für die erste Zeit auch auf die eigenen Aufzeichnungen des Entschlafenen zurück.

Riegers Predigten über das Gebet hätten ihn dann ermuntert, darin wieder treuer zu werden. Weil seine Gesundheit in Schöntal zu wanken begann, kehrte er um Weihnachten 1866 ins Elternhaus zurück und besuchte von da ab, bald neu gekräftigt, das Gymnasium in Tübingen, das er im Herbst 1868 verließ, um nach wohlbestandenem Konkursexamen ins theologische Seminar in Tübingen einzutreten.

Während seiner Studienzeit wurde er — bezeichnenderweise — mehr als durch Zweifel an der Wahrheit des Christentums, die freilich auch nicht ganz ausblieben, durch Bedenken ethischer Art heimgesucht; viel Not machte ihm z. B. die Frage, wie er sich zur Geselligkeit zu verhalten habe. Am meisten Anregung für den innern Menschen hat er als Student von Joh. Tob. Beck empfangen. Für seine wissenschaftliche Richtung, zumal im alten Testament, wurden die Vorlesungen seines Vaters bestimmend, die er sechs Semester lang hören durfte. Nicht minder bedeutsam aber war für ihn der Eindruck, den er von der lautereren, von tiefem sittlichem Ernst durchdrungenen Persönlichkeit seines Vaters erhielt. Im Februar 1872, im letzten Studienjahr des Sohnes, ging dieser bedeutende Theologe zur Ruhe des Volkes Gottes ein. Außer den beiden Genannten haben Joh. Chr. R. v. Hofmann und Professor Landerer auf ihn eingewirkt. Jenem verdankt er die exegetische Schulung, die ihn bei sorgfältiger Beobachtung des einzelnen nie die großen Grundgedanken der Schrift aus dem Auge verlieren ließ — er hat sich noch später im Missionshaus auf seine Bibelstunden mit Vorliebe mit Hofmanns Kommentaren vorbereitet; dieser hat ihn tiefer in das Verständnis der evangelischen Rechtfertigungslehre eingeführt und sich nach dem Tode seines Vaters seiner auch sonst in wohlwollender Weise angenommen. Neben der wissenschaftlichen Arbeit pflegte der junge Dehler in der Gesellschaft Luginlands regen geselligen Verkehr. Hier knüpften sich Bande der Freundschaft mit Gleichgesinnten, mit denen er hernach lebenslang verbunden blieb, so vor allem mit dem jetzigen Prälat Hermann, mit Dekan Roos, Pfarrer Dettinger und Professor Lawton.

Im Herbst 1872 bestand der Entschlafene seine erste theologische Dienstprüfung, und am 13. Oktober desselben Jahres wurde er in Linsenhofen durch Pfarrer Steudel ordiniert. In den folgenden Jahren hat er dann eine Reihe von Vikariaten verwaltet, nämlich von Oktober 1872 bis Juli 1873 in Hall, von Juli 1873 bis April 1874 in Heilbronn, von November 1874 bis März 1875 in Schnaitheim, von März bis August 1875 in Tuttlingen. Zwischen- durch führte ihn von Anfang Mai bis Ende Oktober 1874 eine wissenschaftliche Reise nach England, Schottland und Norddeutschland; er suchte dabei hauptsächlich die Tätigkeit der Innern Mission und die Predigtweise hervorragender Prediger kennen zu lernen. Im August 1875 wurde er als Repetent an das Stift in Tübingen berufen. Übungen über alttestamentliche Exegese,



über die Theologie des alten und neuen Testaments und über Symbolik gaben ihm reiche Gelegenheit zu wissenschaftlicher Vertiefung und Weiterbildung; durch Predigten und Seelsorge im Tübinger Krankenhaus blieb er zugleich in enger Fühlung mit dem geistlichen Amt. Während des letzten Jahres seiner Tübinger Zeit ließ Gott ihn in Fräulein Natalie Lawton, der Tochter des russischen Obersten William Lawton, seine Lebensgefährtin finden. 1878 erhielt er seine erste und einzige ständige Pfarrstelle, das Helferamt in Leonberg. Sechs Jahre hat er dort in reichem Segen gewirkt. So reifte er zu der Aufgabe heran, die sein eigentliches Lebenswerk bilden sollte.

Im Jahr 1884 trat Direktor Schott insofge grundsätzlicher Differenzen mit dem Komitee von der Leitung der Basler Mission zurück. Die Aufmerksamkeit des Komitees wurde bald auf den jungen württembergischen Pfarrer gelenkt, dessen Begabung, wissenschaftliche Tüchtigkeit und entschiedene Glaubensstellung offenbar schon damals in weitem Kreise bekannt geworden war. Als der Ruf, an Stelle Schotts die Leitung des Missionswerkes zu übernehmen, an ihn herantrat, zögerte er; seine pfarramtliche Tätigkeit war ihm lieb, er war sich der Schwierigkeit der Aufgabe bewußt und fragte sich, ob er ihr gewachsen sein werde. Nach reiflicher Überlegung erkannte er aber in dem Ruf des Komitees den Ruf seines Gottes und so folgte er im Gehorsam. Daß der Weg, der ihn nach Basel führte, ein Weg des Gehorsams gewesen war, gereichte ihm später in den mancherlei Schwierigkeiten seiner Stellung öfter zur Ermutigung.

Am 18. Dezember 1884 traf der 34-jährige mit seiner Familie im Missionshaus ein und übernahm am 1. Januar 1885 die Geschäfte seines Amtes. Rasch hat er sich in die verschiedenen Zweige der vielseitigen Arbeit eingelebt und dann als Leiter der Missionsgebiete, als Vorsteher des Missionshauses, in der Vertretung der Mission vor der Heimatgemeinde und im weitem Kreis der deutschen Missionen eine reich gesegnete Tätigkeit entfaltet.

Seine Hauptaufgabe bestand in der Leitung der Missionsgebiete. Er wünschte, wie er sich bei seinem Amtsantritt aussprach, wohl in den bisher von der Basler Mission eingehaltenen Bahnen weiter zu gehen, daneben aber seine Augen offen zu halten für etwaige Veränderungen und Verbesserungen, die die Sache selbst oder die veränderten Verhältnisse zu erfordern schienen. Er hat damit selbst in programmatischen Worten ausgesprochen, was seine spätere Tätigkeit charakterisierte. Auf den Missionsfeldern war er bald zu Hause. Eine Inspektionsreise, die ihn vom September 1888 bis zum Juli 1889 nach China und Indien führte, verschaffte ihm eine persönliche Anschauung der Arbeit auf diesen Gebieten und gab ihm neben der Stärkung der Missionare Gelegenheit, besonders die Fragen der kirchlichen Organisation und des Schulwesens mit ihnen zu besprechen; er hat stets mit großer Freude und Dankbarkeit an diese, auch für sein eigenes

geistiges Leben bedeutsame Reise zurückgedacht. Die Leitung der Gebiete vollzog er dann in innigem Zusammenarbeiten mit dem Komitee, den Stationen und den Ausschüssen der Missionare. Auf Grund der Anträge und Berichte, die er sorgfältig studierte, bildete er sich über alle Angelegenheiten ein selbständiges Urteil. Seine Amtsführung brachte es mit sich, daß er zu allen großen prinzipiellen Fragen der Mission grundsätzlich Stellung nahm. Er wandelte in den Bahnen von Inspektor Josenhans, wenn er die Gemeinden auf den verschiedenen Gebieten zu Distriktkirchen mit synodaler Verfassung zusammenzuschließen und dabei zugleich den Grund zu ihrer spätern Selbständigkeit zu legen suchte. In dieser Hinsicht war gerade seine Inspektionsreise von Bedeutung. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Schulwesen der Mission. Er hat erkannt, daß die geistige Hebung eines Volkes eine der Voraussetzungen für seine Christianisierung sei. Um die Gefahren der Halbbildung zu vermeiden, legte er großes Gewicht auf die Pflege der Landessprache. Vor allem aber war ihm die Schule Missionsmittel, und darum ist er andersartigen Strömungen gegenüber immer wieder mit Energie für ihren Missionscharakter eingetreten, den er durch die zentrale Stellung des Religionsunterrichts und besonders durch den christlichen Einfluß der leitenden Persönlichkeiten gewährleistet sah. Die Basler Mission ist unter seiner Leitung ins Große gewachsen. Die Zahl der Stationen stieg von 37 auf 73, die der Christen von 17,053 auf 72,000. Auf dem Missionsfeld standen 1885 alles in allem 175 Angehörige der Mission, Ende 1914: 450. Dieses Wachstum hat er nicht gemacht; es geschah nach eigenen von menschlichem Willen unabhängigen Gesetzen. Aber er hat verstanden, es in der rechten Weise zu beeinflussen und zu lenken. Nie hat er einen Schritt nach vorwärts befürwortet, ohne die innere Berechtigung desselben und alle Bedingungen für sein Gelingen sorgfältig geprüft zu haben. Hatte er aber einmal erkannt, daß Gottes Wille ein Vorwärts gebiete, dann blieb er auch nicht kleingläubig zurück. Trotz mancher entgegenstehender Bedenken hat er darum die Inangriffnahme der Kameruner Mission empfohlen und hernach die schön aufblühende Arbeit 25 Jahre hindurch mit viel Weisheit geleitet. Mit großer Klarheit hat er das Verhältnis zwischen Mission und Kultur durchschaut und mit großer Besonnenheit die Beziehungen der Mission zur Regierung und den kolonialen Fragen, die zumal in der letzten Zeit seiner Amtstätigkeit in den Vordergrund traten, behandelt. Überhaupt verlor er bei seiner Arbeit nie die großen Gesichtspunkte aus dem Auge, und so bereit er im einzelnen zum Nachgeben war, an den aus der Schrift geschöpften Grundprinzipien aller Missionsarbeit hat er unerschütterlich festgehalten und sie, wo sie ihm gefährdet schienen, mit unbeugsamem Ernst verteidigt. Während er aber so ins Große arbeitete, schenkte er auch den kleinen Dingen volle Beachtung. Fast täglich stürmte eine Menge von Detailfragen auf ihn ein. Er hat sich ihrer mit demselben Eifer und

Fleiß angenommen, wie der grundlegenden Probleme. So lag denn durch Jahre hindurch eine ungeheure Arbeitslast auf den Schultern dieses Mannes. Er hat sie, ohne viel Worte darüber zu machen, in stillem unermüdlichem Wirken bewältigt. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft stand ihm dabei zu Gebote. Nicht minder aber kam ihm die unerschütterliche Ruhe eines in Gott verankerten Gemütes zu gut, die ihn auch im größten Drang der Geschäfte nicht hastig und nervös werden und selbst in den schwierigsten Fällen Herr der Situation bleiben ließ. Charakteristisch war für seine Amtsführung neben jener ruhigen Besonnenheit die peinliche Gewissenhaftigkeit, die im Kleinen eine ganze Treue zeigte, eine seltene Wahrhaftigkeit, die jedes Wort auf die Goldwaage legte und auch in kleinen Dingen darauf verzichtete, durch ein nicht ganz gerechtfertigtes Mittel eine Lage zu erleichtern oder einen Vorteil zu erzielen und eine lautere Selbstlosigkeit, die nirgends das ihrige suchte, sondern einzig die Sache im Auge behielt. Je mehr das Werk wuchs, desto größer war die Gefahr, daß die persönlichen Beziehungen der einzelnen Missionsarbeiter mit dem Leiter des Werks zu kurz kamen. Er hat diese Gefahr erkannt und suchte ihr zu begegnen. Alljährlich hat er einen Rundbrief an die Missionsgeschwister gerichtet, in dem er mit der ihm eigenen Klarheit zu den großen Fragen der Zeit Stellung nahm, um persönliche Mitteilungen und Ermunterungen daran zu knüpfen. Bei den Verabschiedungen und Begrüßungen hat er manch tröstendes und mahnendes Wort gesprochen — oft konnte er die innere Bewegung dabei kaum verbergen — und die Ausziehenden hat er in der Regel zu einem vertraulichen Beisammensein im Kreis seiner Familie geladen. An Freud und Leid der Missionare nahm er herzlichen Anteil; davon zeugen die vielen Privatbriefe, zu denen er trotz der großen amtlichen Korrespondenz Zeit fand, und die, auch wenn sie nicht lang waren, doch das zu sagen wußten, was einer eben bedurfte.

Neben der Leitung der Missionsgemeinde lag auch die des Missionshauses in seiner Hand. Seine gründliche theologische Schulung, sein umfassendes Wissen, seine reiche Erfahrung und die Gabe klarer Darstellung befähigten ihn in hervorragendem Maße zum Lehramt. Seine homiletischen Übungen und sein Unterricht in der Missionsgeschichte und -Lehre waren darum sehr geschätzt. Von seiner lauteren und milden, vornehmen und zugleich demütigen Persönlichkeit ging ein stiller, aber tiefgehender erzieherischer Einfluß auf die Böglinge aus, dem sich nur wenige zu entziehen vermochten. Er genoß darum auch in dem stetig wachsenden Kreis seiner Schüler unbedingtes Vertrauen und große Verehrung. Wo er seelsorgerlich eingriff, da geschah es, wenn nötig, mit großem Ernst; zugleich war es aber bezeichnend, wie der sonst so zurückhaltende Mann auf die Not des Einzelnen eingehen konnte und ihm mit väterlicher Liebe zurechtzuhelfen suchte. In seinen sonntäglichen Bibelfstunden, die ihm besonders ans Herz gewachsen

waren, nahm er als ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, Neues und Altes aus dem Schatz des Wortes Gottes und seiner Erfahrung, um es der Hausgemeinde darzubieten. Was er gab, war gerade in seiner Schlichtheit und biblischen Tiefe Brot fürs tägliche Leben.

Ihm als dem Direktor fiel in erster Linie die Aufgabe zu, die Mission auch nach außen zu vertreten. An wichtigen Missionskonferenzen hat er jahrelang regelmäßig Teil genommen, so an den Pfingstkonferenzen in Stuttgart und den Herbstversammlungen in Ulm und Winterthur. Auch sonst ergriff er bei wichtigen Gelegenheiten das Wort, alljährlich bei den Generalkonferenzen in der Martinskirche in Basel und gelegentlich auch an der Sächsischen Missionskonferenz. Seine Vorträge und Ansprachen hatten nichts von glänzender Rhetorik an sich, es kam ihm auch hier nur auf die Sache an. Sie aber wußte er kraftvoll zur Geltung zu bringen. Seine Ausführungen waren stets biblisch orientiert und sorgfältig durchdacht, sie zeugten von gründlicher Beherrschung des Stoffes, drangen in die Tiefe der Probleme, hoben das Wesentliche heraus, weitblickend und großzügig im besten Sinne des Worts. Darum pflegten sie denn auch bei aller Schlichtheit der Darbietung ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, das Missionsinteresse zu fördern und zu vertiefen und das Band zwischen der Missionsleitung und der Heimatgemeinde fester zu knüpfen.

Die Wirksamkeit des Heimgegangenen war nicht auf die Basler Mission beschränkt. Seit seiner Gründung gehörte er dem Ausschuß der deutschen Missionen als Mitglied an und wurde, obschon der jüngste in jenem Kreis, doch gleich zum Vorsitzenden gewählt. Hier hat er lange Zeit mit D. Warneck, Direktor Bahn, Schreiber (sen.) und Buchner, jenen um die deutsche Mission so hoch verdienten Männern, zusammen gearbeitet. Er hat sie alle überlebt und nahm der jüngern Generation gegenüber durch sein ruhig abwägendes und auf reiche Erfahrung gegründetes Urteil eine führende Stellung ein. Nur wenige haben so wie er, das Vertrauen des weitem Kreises der Missionsarbeiter befaßt.

In der Erfüllung der ihm von Gott zugewiesenen Aufgabe standen Direktor Dehler eine Reihe von Mitarbeitern zur Seite. Besondere Bande der Freundschaft haben ihn mit Adolf Rinzler, dem langjährigen Lehrer des Missionshauses verbunden, der durch mehr als zwei Jahrzehnte Freud und Leid mit ihm geteilt hat, und dessen Rat ihm oft wertvoll war. Nachdem schon im Jahre 1897 ein besonderer Sekretär für die Heimat berufen worden war, machte die stetig wachsende Arbeit es nötig, auch die Leitung des indischen und der afrikanischen Missionsgebiete in andere Hände zu legen. Nur das chinesische Missionsfeld, das dem Entschlafenen, so sehr er sich der Arbeit auf allen Gebieten annahm, doch besonders am Herzen lag, blieb ihm direkt unterstellt. Die mit ihm zusammen arbeiten durften, werden seiner stets

in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Er respektierte eines jeden Eigenart und ließ sie sich frei entfalten. Nie hatte man das Gefühl, von seiner Autorität bedrückt zu werden; um so freudiger ordnete man sich aber der innern Überlegenheit unter, die seine hohe Begabung und Erfahrung und vor allem seine sittliche Reife ihm gaben. Kam man mit einer beruflichen Frage zu ihm, so war er, auch wenn er selbst in dringender Arbeit stand, doch stets bereit, seinen Rat zu erteilen, und wer sich in einem persönlichen Anliegen an ihn wandte, der durfte ein reiches Maß von teilnehmendem Verständnis und mittragender Liebe verspüren.

Trotz seiner Berufspflichten fand Direktor Dehler doch noch Zeit, theologisch weiter zu arbeiten. In den ersten Jahren seines Inspektorats gab er die alttestamentliche Theologie seines Vaters neu heraus. Im übrigen galten seine Studien besonders dem neuen Testament und der Kirchengeschichte. Auch dogmatische Fragen beschäftigten ihn häufig. In den Ferien äußerte er einmal einem Besucher gegenüber, daß ihm die christologische Frage fast ununterbrochen im Sinne liege. Von der Tiefe und Klarheit seines theologischen Denkens zeugen einige Vorträge, die er am sogenannten Fastnachtsexamen im Besaal des Missionshauses gehalten, und in denen er Fragen allgemeineren Interesses in populärer Form behandelt hat. Sein theologisches Denken wurzelte ganz und gar in der Schrift. Er war Bibeltheologe im besten Sinn des Wortes. Bei aller Festigkeit und Klarheit des eigenen Standpunktes berührte dabei die Milde und Weitherzigkeit wohlthuend, die er anders Gerichteten gegenüber stets bewies. Den Dokortitel, den ihm die theologische Fakultät der Universität Tübingen im Jahre 1903 verlieh, hat er mit vollem Recht getragen.

Größer aber als der Theologe war uns der Christ. Er hat nie viel Worte von seinem Christentum gemacht, und es wäre wider seinen Sinn, wenn wir ihn deshalb rühmen wollten. Allein in der Gemeinschaft mit seinem Gott lagen letztlich die Wurzeln seiner Kraft, und es wäre nicht recht, an dem ganz vorüberzugehen, was Kern und Stern seines Lebens und Wesens war. Er hat sein inneres Leben in der Schrift genährt und war nicht nur Bibeltheologe, sondern mehr noch Bibelchrist. Gerade in religiösen Dingen lag ihm alles Gefünstelte und Gespreizte völlig fern. Seine Frömmigkeit war schlicht und anspruchslos, aber in allem durch und durch wahr und echt. Sie bewegte sich um zwei Pole: das Glauben und das Gehorchen. Das Christenleben war für ihn die Bewährung des Glaubensgehorsams. Mit welcher Zuversicht hat er sich in allen Stücken an die Verheißungen Gottes gehalten, und wie kindlich hat er mit uns gebetet! Dabei aber beugte er sich auch mit ganzem Ernst unter die Zucht des Geistes Gottes. Ein unbedachtes Wort — es entfuhr ihm selten genug — machte ihm schon zu schaffen, und wenn er gar glaubte, jemandem zu nahe getreten zu sein, so scheute er sich nicht, ungesäumt Abbitte zu leisten. Seine Demut war

oft ergreifend. So streng er gegen sich selbst war, so milde war er gegen andere. Zur Ehre Gottes dürfen wir es bekennen, daß wir an ihm eine Reife des sittlichen Charakters geschaut haben, wie sie uns auf dieser Erde selten begegnet.

Der Mann, auf dem eine so schwere Last der Arbeit und der Verantwortung lag, fand für Leib und Seele immer wieder Erquickung im Schoß seiner Familie. In 36-jähriger Ehe ist ihm an der Seite seiner Gattin, mit der ihn das Band innigster Liebe und Gemeinschaft verband, das schönste irdische Glück beschieden gewesen. Sieben Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, wurden ihm im Lauf der Zeit geschenkt; eine schöne Bereicherung des Familienkreises bedeutete die Verheiratung des einen, die Verlobung eines andern Sohnes. Sein kleines Enkelkinderchen hat in seinen letzten Ferienaufenthalt noch viel Sonnenschein gebracht. Direktor Oehler ist nicht, wie so manche andere, weniger Beschäftigte, in seinem Beruf so aufgegangen, daß er keine Zeit mehr für die Seinen übrig gehabt hätte, im Gegenteil. Mochte die Arbeit noch so drängen, die Abende hielt er von den Berufspflichten frei und verbrachte sie in ihrem Kreis. Als die Kinder noch klein waren, nahm der ernste Mann an ihren Spielen teil; als sie heranwuchsen, fanden sie an ihm einen stets bereiten, treuen und liebevollen Berater, zu dem sie mit all ihren Anliegen kommen durften. Es war nicht seine Art, viel Worte von seiner Liebe zu machen, aber er hat sie durch die Tat immer wieder bewiesen; und am tiefsten hat auf sie das stille Vorbild des Vaters eingewirkt, dessen zarte Gewissenhaftigkeit und strenge Wahrhaftigkeit sie oft überraschte und beschämte. Zu den schönsten Freuden in diesem glücklichen und harmonischen Familienleben gehörten die Ferienzeiten. Gewöhnlich wurde in den Bergen irgendwo ein Häuschen gemietet und eigener Haushalt geführt. Wohl ließen sich auch von da die Pflichten des Amtes nicht völlig bannen; aber der Gatte und Vater behielt Zeit genug, um mit den Seinen die Berge zu durchstreifen und herzliche Gemeinschaft zu pflegen. Auch mit seinen Geschwistern, drei Schwestern und einem Bruder und der Witwe eines verstorbenen Bruders war er in unwandelbarer Liebe verbunden. Ihre Freude war seine Freude und ihr Schmerz sein Schmerz.

Ein Höhepunkt im Leben des Entschlafenen war die Feier seines 25-jährigen Amtsjubiläums im Dezember 1909. Die Liebe und Verehrung, die er genoß, kam dabei zu mannigfachem Ausdruck und wenn er in seiner Bescheidenheit alles eigene Verdienst ablehnte, so pries er in seiner Jubiläumsrede umso dankbarer Gottes Güte, die so sichtlich über seinem Leben gewaltet hatte. Aber schon damals hatte sein Leiden die ersten Schatten auf seinen Weg geworfen. Wenn er übermüdet war, bemerkte er einen leisen Schmerz im Rücken. Allmählig kamen gewisse Schwierigkeiten im Schreiben dazu; dann zeigten sich krampfartige Erscheinungen im Nacken und an der Brust. Die Ärzte dachten an eine Erkrankung der motorischen

Nerven und empfahlen Schonung an. So ungewohnt sie ihm war, so gab er sich doch dazu her. Trotz hingebendster Pflege, die ihm widerfuhr, nahm aber das Leiden im Lauf der Jahre beständig zu. Es führte schließlich zu einer Lähmung der Glieder, die jede selbständige Bewegung ausschloß. Zu dem körperlichen Leiden gesellten sich in den letzten Monaten seines Lebens ernste Sorgen. Der Krieg, den er schon länger hatte kommen sehen, brach aus. Er hat ihn sehr beschäftigt; so sehr aber sein Herz für Deutschland schlug, so blieb er in seinem Urtheil doch stets besonnen und gerecht. Zwei seiner Söhne standen an der Front, und er wußte sie durch Monate hindurch in fast stetiger Todesgefahr. Dazu kamen all die Nöthe, die der Krieg gerade über die Basler Mission gebracht hat. Vieles von dem, was er in langer und mühsamer Lebensarbeit hatte aufbauen helfen, sah er mit Vernichtung bedroht, und die mancherlei Leiden der Missionare auf den verschiedenen Missionsgebieten gingen auch ihm zu Herzen. Aber trotz seines Leidens hat er bis zuletzt auf seinem Posten ausgeharrt, und alle Noth der Zeit vermochte ihn nicht zu erschüttern. Als schon vor Jahren eines seiner Kinder ihn fragte, ob er noch um Wegnahme seines Leidens bitte, sagte er: „Ich stehe so unter dem Eindruck des Segens dieses Leidens, daß ich nicht direkt um Wegnahme bitten möchte, aber wenn es mir Gott von sich aus wegnehmen will, so bin ich dankbar.“ Die Geduld und Ergebung, mit der er es trug, war eine Erbauung für alle, die mit ihm umgingen. Sie hatten in der That das Gefühl, daß er in dieser Schule allmählig für die Ewigkeit ausreife, und die Klarheit und der tiefe Friede, der bei aller Schwachheit und Gebrechlichkeit des Leibes oft aus seinen Augen leuchtete, wird denen, die darauf achteten, unvergeßlich bleiben.

Am 5. Juni machte er sich mit den Seinen auf, um mit seinem Sohn Albrecht, der nach zehnmonatlichem Kampf einen kurzen Urlaub erhalten hatte, jenseits der Grenze, in Weil zusammenzutreffen. Im Hause von Herrn Ludwig Bertsch fand die Familie freundliche Aufnahme; fünf Kinder versammelten sich um die Eltern, während die älteste Tochter, die als Krankenpflegerin in Böhmen weilte und der jüngste Sohn, der in Nordfrankreich vor dem Feind stand, nicht kommen konnten. Es waren ungetrübte Stunden herzlicher Gemeinschaft. Am Sonntag Abend hielt er noch eine Bibelfestunde über Habakuk 2, 3 und 4., ein Wort, das ihn, wie er selbst sagte, nicht mehr losließ. Am 7. Juni kehrte er nach Basel zurück und nahm sofort an einer Sitzung — der letzten nach ungezählten — teil. Tags darauf vollendete er sein 65. Lebensjahr. Am 8. und 9. Juni genoß er noch die warmen Abende im Garten; aber der Husten und der Auswurf, der ihm während Monaten schon zu schaffen gemacht hatte, bereitete ihm nun immer größere Noth, weil die Schwäche aller Muskeln die Aemthung erschwerte. Es folgten einige bange Nächte. Einmal zitierte er seiner Tochter gegenüber aus dem Lied: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen“ die Worte: „Bald scheinst du

etwas hart uns anzugreifen.“ Und im Gefühl, daß es zu Ende gehe, sagte er ein andermal zu seiner Gattin: „Ob wohl die Aufgabe erfüllt ist?“ In der letzten Nacht war sein heller Geist manchmal für kurze Augenblicke wie verschleiert, aber jedesmal fand er sich wieder zurecht. Als am nächsten Morgen der Arzt kam, meinte der Kranke zwar, es sei nicht so schlimm, aber bald fragte er: „Dauert der Kampf lang? stundenlang?“ Die Freundlichkeit Gottes hat ihm das erspart. Am frühen Vormittag des 15. Juni stellten sich die Vorboten des Todes ein. Die Seinen glaubten, er höre nicht mehr, was um ihn vorgehe und beteten an seinem Bette; er aber bekräftigte ihr Amen. Während der letzten halben Stunde lag er kurz atmend; dann wurden die Atempausen länger; kein Zeichen der Angst und des Kampfes. Es war wie ein allmähliges Abebben seines Lebens, immer langsamer schlugen die Wellen an den Strand. Um halb 10 Uhr trübte kein Hauch mehr den vorgehaltenen Spiegel. Er war bei seinem Gott.

Wohl stehen wir mit den Seinen in tiefer Trauer an seinem Sarge. Will uns doch scheinen, daß wir ihn jetzt gerade weniger vermissen können, als je. Aber alle Trauer kann und darf den Dank für das Große nicht ersticken, das Gott mit diesem Mann den Seinen und der Basler Mission geschenkt hat. Für ihn vollends freuen wir uns, daß er aus allem Kampf dieser Zeit und aus aller Schwachheit und Gebundenheit seines Leibes emporgehoben ist in Gottes Herrlichkeit und eingehen durfte zur Freude seines Herrn. Denn „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Trauerrede

von Direktor Heinrich Dipper.

In Gottes Haus haben wir uns versammelt, um uns mit unserem Leid, unseren Fragen und unserer Klage unter Gottes Wort zu stellen. Unser Leid ist ein persönliches und ein gemeinsames. Jedes einzelne von uns hat mit dem Tod unseres teuren Direktors viel verloren, sei es den Gatten oder Vater, sei es den Bruder und Freund, den Mitarbeiter und Berater, den Lehrer und Seelsorger. Und alle zusammen, als Missionsgemeinde, haben wir das Haupt des Werks, an dem wir stehen, verloren, den zielbewußten Steuermann, den getreuen Eckart. „Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele“, das soll die Losung sein, mit der wir uns aus dem Leid dieser Stunde erheben. Damit wir aber uns aufschwingen können, suchen wir Gottes Wort, das uns in unerschöpflicher Fülle die Heilsgedanken Gottes ausspricht, Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Ein solches Wort darf ich dir, liebe Trauerverammlung, und euch, liebe Leidtragende, als Trostwort darbieten. Es ist das Wort, das 2 Kor. 12, 9 geschrieben steht: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Der Herr wolle, das ist meine Bitte zu ihm, dieses Wort an unser aller Herzen durch seinen heiligen Geist segnen, daß wir seine tröstende Kraft verspüren!

„Laß dir an meiner Gnade genügen.“ So sprach der erhöhte Heiland zu seinem leidenden Knecht Paulus, der über den Pfahl in seinem Fleisch, über die Faustschläge des Satansengels klagte. Es lag in diesem Wort die Versicherung „Ich bin dir gnädig“, aber auch die Mahnung: Laß diese Gnade dir genug sein. Sie bedarf keiner Ergänzung durch irgend ein anderes Gut, etwa Gesundheit, Rüstigkeit und Kraft; „denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, oder wörtlich: „meine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung“. Der Apostel sollte daraus insbesondere lernen, daß seine Schwachheit kein Hindernis für das Werk sei, das der Herr ihm anvertraut hatte, daß sie im Gegenteil dazu dienen müsse, daß der Herr sein Ziel mit ihm und durch ihn an dem ihm anvertrauten Werke erreiche. — Wir wissen, daß Paulus seinen Herrn verstanden hat. Er hat sich fortan an seiner Gnade genügen lassen und sich mit mannhafter Entschlossenheit auf den Standpunkt der bewußten „Schwachheit“ gestellt: „Ich will mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne. Darum bin ich gutes Muts in Schwachheiten, in Schmach, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten, um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“

(2 Kor. 12, 9. 10). In Kraft dieser Gnade seines Herrn hat er auf dem schweren Posten des Heidenapostels, Gemeindegründers und Kirchenleiters ausgeharrt, bis der Herr die Last von seiner Schulter nahm und den getreuen Knecht zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen ließ.

„Laß dir an meiner Gnade genügen.“ Dieses Wort ist auch der Schlüssel zum Leben unseres heimgegangenen Direktors. Er hat nicht viel von seinen inneren Erfahrungen herausgegeben. Das Innerste, was er erlebt, war das Geheimnis seiner Seele mit Gott. Aber das haben wir alle ihm abgeföhlt, daß die erfahrene Gnade des Herrn Jesus Christus der Grund seines Lebens gewesen ist. Wir merkten's an dem stillen Frieden, der in seinem Auge leuchtete, an der Kraft und Freudigkeit seines Zeugnisses von Jesus, dem Heiland der Welt. — Diese Gnade war auch das Geheimnis seiner Arbeitskraft, die uns allen erstaunlich war. Er hat wirklich mehr gearbeitet, als wir alle, und trotz der erdrückenden Amtslast, die auf ihm lag, hatte er immer noch Kraft und Zeit übrig für jeden, der zu ihm kam. Und keiner ging leer von ihm, mit welchem Anliegen er auch kommen mochte. Nie sahen wir ihn ungeduldig. Obwohl täglich angelaufen und für die vielen Gemeinden unserer Mission in Asien und Afrika Sorge tragend, bewahrte er doch jene wunderbare Ruhe, Gelassenheit und Heiterkeit, wie sie nur dem begnadigten Gotteskinde eigen ist. Nie suchte er in seiner Arbeit das Lob der Menschen. Ihm war es genug, wenn sein Herr und Meister mit ihm zufrieden war. — Die Gnade seines Herrn war auch das Geheimnis seines geduldigen Leidens. Wie viele von uns hatten den Eindruck einer übermenschlichen Tragkraft, die ihn befähigte, die langsam aber unaufhaltsam fortschreitende Zerstörung seiner körperlichen Kräfte zu ertragen. Nie haben wir ein Wort der Klage aus seinem Munde vernommen, im Gegentheil, nur Worte des ruhigen, sicheren Gottvertrauens. An keinem haben wir's ergreifender gesehen, als an ihm, was der Dichter mit dem Worte meint: „Das Kind liegt sorgenlos in seiner Mutter Schoß, die wird's schon machen.“ Gewiß hat auch er um diese Ruhe ringen müssen, vielleicht schwerer, als wir ahnten; aber nach außen ist nie der Kampf, sondern nur der Sieg offenbar geworden. — Schwerer noch, als sein körperliches Leiden, muß der scheinbare Zusammenbruch eines großen Teils seines Lebenswerks auf ihn gedrückt haben. Denken wir besonders an Kamerun und an die Zerstörung unserer dortigen Arbeit auf nicht weniger als 13 Hauptstationen. Muß ihm das nicht selbst wie ein halbes Sterben gewesen sein, da doch gerade Kamerun unter seinem Inspektorat unser Missionsgebiet geworden war. Aber auch diesen Schlag hat er mit stiller Ergebung ertragen; er war eben dessen gewiß, daß unser Missionswerk Gottes Sache sei und keine feindliche Gewalt Gottes Heilsgedanken zunichte machen könne. Er ließ sich auch in diesem Fall an der Gnade des Herrn genügen. — Im Besitze dieser Gnade hat er auch sein Leben getrost und ohne Bangen in die Hand seines Schöpfers zurückgegeben. Er war ge-

rüstet und konnte sprechen: „So komme mein End' heut' oder morgen, ich weiß, daß mir's mit Jesu glückt.“ Schlicht und einfach, wie sein Leben, war auch sein Sterben. Pflichterfüllung bis aufs Äußerste, bis zum letzten Hauch, drückte seiner letzten Krankheit den Stempel auf. In der mehr und mehr zunehmenden Schwachheit seines Leibes kam so Gottes Kraft zur Vollendung.

„Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Das ist nun auch unser Trost und Halt in dem Leid, das uns getroffen hat. „Die Liebe darf wohl weinen, wenn sie ihr Fleisch begräbt.“ Wer einen solchen Gatten und Vater, einen solchen Bruder und Freund verloren hat, der hat viel verloren. Wie viel, das wird uns je länger je mehr zum Bewußtsein kommen. Der stille, tiefe Schmerz des Vermissens ist herber, als der erste heftige Schmerz des Hergebens. Aber der Herr läßt uns in unserem Schmerz nicht versinken. Er steht bei uns und spricht auch uns sein Trostwort zu: „Ich bin dir gnädig; laß dir daran genügen. Fühlst du dich schwach, ich bin stark. Meine Kraft soll in deiner Schwachheit erst recht sich auswirken. Jetzt im Leid sollst du erst recht erfahren, was ich dir sein will, mehr als Gatte und Vater: der allgenugsame Tröster, der lebenspendende Herr.“ Laßt uns ihm unser Leid täglich darbringen; laßt uns von ihm in jeder dunklen Stunde, wo das Leid uns übermannen will, neue Kraft holen, so werden wir's in der That und Wahrheit erfahren, daß er tröstet, wie einen seine Mutter tröstet.

„Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig,“ so spricht der Herr auch zu uns allen, zur ganzen Missionsgemeinde, die in Basel ihren Mittelpunkt hat. Menschlich gesprochen ist uns durch den Heimgang unseres teuren Direktors in dieser dunklen Zeit ein Schade zugefügt, den wir kaum auszudenken wagen. In aller Zerstörung, welche die letzten 10 Monate über unser Werk gebracht haben, fühlten wir uns doch immer wieder durch den Blick auf unsern Direktor ermutigt und getröstet, fast wie jenes Kind, das im Sturm so ruhig und wie selbstverständlich es hinsagte: „Mein Vater sitzt am Steuer, da hat es keine Not.“ Das treue Herz, die langjährige Erfahrung, die von oben stammende Weisheit unseres Direktors, das unerschöpfliche Kapital von Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, waren uns Bürgschaft, daß auch im Kriegsjahr und nach dem Krieg dem drohenden Einsturz vorgebeugt, der Riß geheilt würde. Und nun hat ihn der Herr mitten in dieser Zeit der Erschütterung hinweggerafft, so daß wir uns fragen mußten, ob der Herr wohl an ihm gehandelt habe nach Jesajas 57, 1: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück.“ Aber nein, wir glauben nicht, daß das der Sinn des Herrn gewesen ist, indem er ihn jetzt wegnahm. Gewiß wollte er uns nicht noch größeren Erschütterungen preisgeben durch sein Sterben. Wir halten uns an seiner Gnade fest und glauben's, daß seine Kraft in unserer Schwach-

heit sich vollenden wird. Er ist nun einmal Gottes Weg so mit uns, daß er seine Kinder durchs „Widerspiel“ führt, durch das scheinbare Gegenteil dessen, was der Glaube hofft. Es ist das Gesetz seines Reichs, daß er gerade durch zerbrochene Werkzeuge Großes ausrichtet. Nur durch den Wintersturm scheinbarer Vernichtung verjüngt er das Erdreich, nur durchs Sterben bringt er das Leben an den Tag. Paulus mußte den Pfahl im Fleisch leiden; Petrus mußte verlernen, sich selber zu gürteln, und zu wandeln, wo er hinwollte, er mußte lernen, seine Hände auszustrecken, daß ein anderer ihn gürtete und führe, da er nicht hinwollte. Das ist ja auch der Weg gewesen, den Jesus selbst, der eingeborene Gottessohn, geführt worden ist: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, so bringt's viele Frucht.“ So führt der Herr nicht nur die einzelnen, insbesondere seine auserwählten Rüstzeuge, die alle mit diesem Zeichen des Sterbens eigener Kraft und eigenem Vermögen gezeichnet sind; so führt er auch seine Kirche im ganzen, die Gemeinschaft der Gläubigen aller Zeiten und aller Orte. So führt er auch diejenigen Verbindungen seiner Kinder, die sich zu einem besonderen Reich-Gottes-Zweck zusammengeschlossen haben, die Werke und Anstalten der Innern und Außern Mission. Es gehört nun einmal zu seiner Art zu regieren, daß er Stützen zerbricht, auf die wir uns verlassen, daß er das, was in seinem Namen gebaut wurde, ins Feuer stellt. Sein Zweck dabei ist nicht die Vernichtung, sondern Reinigung und Vertiefung. Er führt auch seine Kirche durchs Sterben zum Leben und tröstet sie dabei: „Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirst.“ So laßt uns auch für unsere Mission in ihrem gegenwärtigen Leide, das durch den Heimgang unseres lieben Direktors noch erschwert worden ist, diesen Trost zu Herzen fassen und mit Paulus sprechen: „Ich will mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne; darum bin ich gutes Muts in Schwachheiten, in Schmachten, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten, um Christis willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ Amen.

Nachruf

von Pfarrer Paul Christ, Präsident der Basler Missionsgesellschaft.

Im Namen des Missionskomitees und im Namen der Mitarbeiter des lieben Verstorbenen soll ich ein kurzes Wort zu seinem Andenken sagen.

Da darf wohl vor allem gesagt werden, mit dem Mann war gut zu arbeiten, ja es war eine stete Freude mit ihm zu arbeiten. So war immer alles, was er dem Komitee vorzulegen hatte, gründlich vorbereitet und klar vorgebracht, so daß es ein leichtes war, zumal wenn man, wie bei uns üblich, die Akten selber auch studiert hatte, sich sein eigenes Urteil zu bilden und mit ihm übereinzustimmen. Das war wohl in vielen, ja in den meisten Fällen das Gegebene. Wenn man aber hie und da nicht mit ihm übereinstimmte und gewichtige Gegengründe vorbrachte, so hatte er die Gnadengabe, möchte ich sagen, auch auf die Ansichten der andern Mitglieder zu hören, sie bei sich zu erwägen und, wenn er sie stichhaltig fand, sich ihnen anzupassen. Daraus floß die Harmonie der Stimmung im Komitee. Von ihm wehte ein Geist des Friedens; und ich erinnere mich in den 18 Jahren, die ich neben und mit ihm arbeiten durfte, keines einzigen Falles, da durch den frühern Inspektor und spätern Direktor auch nur ein Mißton oder gar ein Streit in die Verhandlungen gekommen wäre. Wie viel solches zum Segen der Arbeit und zum Gedeihen des Werkes beitragen mußte, ist jedermann klar. Ich denke, auch seine Mitarbeiter im Hause und in der Bildung und Erziehung der Böglinge stehen unter demselben Eindrucke eines friedevollen, gesegneten Mitarbeiters.

Woher dieser Friede, der seine ganze Arbeit verklärte und sie für seine Mitarbeiter nicht zur Last, sondern zur Lust machte?

Er war nicht nur ein Arbeiter, sondern er war ein Beter. Er stand im lebendigen Gebetsumgange mit seinem Gott, und darum floß auch das Gebet klar und ruhig wie ein lauterer Strom aus seinem Herzen und von seinen Lippen. Man spürte, wenn er betete, etwas von dem Atem aus der ew'gen Stille. Die Gebete, womit er jeweilen die Sitzungen des Komitees schloß, zeugten vom lebendigsten Glauben und Gottvertrauen; nicht nur um das Große des Reiches Gottes betete er, sondern alles einzelne, was in der Sitzung vorgekommen war, die heimgekehrten oder verabschiedeten Geschwister mit ihren geistlichen und leiblichen Bedürfnissen, auch etwa irrende Brüder, die dem Komitee Herzeleid bereitet hatten, die Witwen, die Missionskinder, kurz alle und alles legte er dem treuen himmlischen Vater an

das Herz, so daß man mit dem Bewußtsein nach Hause ging: „Nun ist alles am rechten Orte aufgehoben; ein solches Gebet muß Erhörung finden.“

Ja er war ein Beter und Arbeiter von Gottes Gnaden, und sein Leben war eine Erfüllung des schlichten und doch Geseß und Evangelium umfassenden Sprüchleins: Bete und arbeite.

Seine Arbeit vollendete sich im Gebete, und sein Gebet schöpfte immer neuen Antrieb zu neuer Arbeit.

Wir seine Mitarbeiter und in seiner Schule seine Mitbeter werden den treuen Mann nie vergessen; und nun, da seine Arbeit hienieden vollendet, und sein Gebet zur Anbetung droben im Lichte geworden ist, danken wir Gott für alles, was uns seinen Mitarbeitern in ihm geschenkt war, und bitten Gott, er möge uns alle zu ähnlich treuen Arbeitern und glaubensstarken Betern machen. Amen.

Nachruf

von Pfr. L. Mühlhäuser.

Liebe Mittrauernde!

Ein schlichtes Dankeswort möchte ich im Namen des Missionshauses und seiner Bruderschaft unserm entschlafenen Direktor nachrufen. Daß er von uns gegangen ist, schneidet tief in unser aller Leben ein; er hat in den 30 Jahren seiner Leitung unserm Zusammenleben und -arbeiten nicht nur seinen geistigen Stempel aufgeprägt, sondern hat auch jedem einzelnen der Hausgenossen durch seine Liebe das Herz abgewonnen. Darum bin ich gewiß, daß die zur Zeit in der Ferne weilenden Glieder unseres Hauses, die Kämpfer auf den französischen und russischen Schlachtfeldern, die Wächter an der schweizerischen Grenze, die Pfleger der Verwundeten, die Kriegsgefangenen, sie alle, wo sie auch sein mögen, von der Nachricht des Heimanges nicht weniger bewegt sein werden wie wir, die wir ihn miterlebt haben. Wir fühlen alle, daß wir persönlich etwas Großes verloren haben; aber dieser persönliche Verlust wird zugleich als ein gemeinsames, uns alle verbindendes Leid empfunden, das unser Haus und unser Werk betroffen hat. Daß aber Persönlichkeiten, Haus und Werk sich in unsern Empfindungen nicht trennen lassen, ist gerade eine Frucht, die das Werk des Entschlafenen erzeugt hat. Er, der das große Missionswerk, seine vielen Arbeitsstätten und Arbeitsverhältnisse, seine Bedürfnisse und Aufgaben kannte und geistig beherrschte wie kein anderer, hat sich nie mit der äußern Aufsicht und technischen Leitung begnügt; er wußte, daß eine derartige Beschränkung der Tod eines Missionswerkes wäre. Vielmehr setzte seine Arbeit stets im Innersten an, und die äußere Gestaltung war ihm nur die Schale, in der sich der Kern, die Hauptsache barg. Das zeigte sich vor allem auf dem eng umschlossenen Gebiet des Lebens unserer Missionsanstalt. Mit großer Treue hat er über ihren äußeren Bedürfnissen, über der Lehr- und Lernarbeit, über der Bucht und Ordnung des Hauses gewacht. Bleibenden geistigen Besitz hat er den künftigen Missionaren in der missionswissenschaftlichen Unterweisung wie in den Predigtübungen mitgeteilt, und seine Bibelstunden und Abschiedsreden führten immer auf die Höhe der biblischen Heils- und Reichsgedanken. Aber wichtiger als alles andere war ihm der Geist, der seine Hausgenossen beleben und bewegen sollte, der apostolische Geist des strikten Gehorsams gegen Gottes Willen, der rückhaltlosen Hingabe von Leib und Seele in den Dienst des Heilandes, der freudigen Bereitschaft zum Zeugnis des Werkes und zum Martyrium des Leidens, die Gesinnung

selbstlos dienender Liebe. Das war aber nicht nur ein Joch, das er andern auferlegt hätte; er hat sich vielmehr mit ganzer Seele selbst darunter gestellt; besser gesagt: er hat es als das Joch seines geliebten Herrn und Heilandes mit Freuden selbst auf sich genommen. Darum konnte er bei aller der Milde und Langmut, die ihn auszeichnete, doch unerschütterlich fest bleiben, wenn es galt, Irrwege zu vermeiden oder Auswüchse abzuschneiden. Darin, nicht nur in seinem geistigen Übergewicht und in seiner umfassenden Bildung, beruhte für uns alle seine Autorität. Alles ungefüge, selbstische oder träge Wesen mußte sich vor ihm aufs tiefste schämen, weil er selbst das Beispiel völliger Treue gegen den Herrn und lauterer Liebe zu den Brüdern gab. Um ihn her bildete sich so die reine Atmosphäre des Vertrauens, die für ein erspriehliches Gemeinschaftsleben und Zusammenarbeiten eine so unentbehrliche Bedingung ist, und die unvermeidlichen Anebenheiten eines großen Betriebs konnten von den Gliedern des Hauses ohne sonderliche Mühe überwunden werden, weil Jedermann wußte, daß Güte und Gerechtigkeit in der Leitung an der Herrschaft waren. In diesem „Klima evangelischer Freiheit“ — ein Ausdruck der alten Hausordnung, den der Heimgegangene gern zitierte — konnte denn auch das Glaubensleben und der christliche Charakter der Böglinge kräftig erstarken, ungute Elemente aber konnten sich auf die Dauer nicht halten, und so vollzog sich von selbst eine fortwährende Reinigung des Bruderkreises. Dieses von Innen nach Außen gehende Wirken unseres lieben Direktors trug seine reiche Frucht, hier im Hause und erst recht draußen auf den Missionsfeldern; und diese Frucht blieb auch dann, als der Heimgegangene um seiner körperlichen Schwachheit willen nicht mehr in Person allen Angelegenheiten nachgehen konnte. Das gibt uns den Mut, auch jetzt noch, da unser Missionswerk vom Kriegssturm tief erschüttert ist, zum Herrn zu hoffen, daß er es aus dieser Prüfungszeit mit neuer Kraft werde hervorgehen lassen. Denn es ruht nicht nur auf dem einen Grunde, welcher ist Jesus Christus, sondern es ist auch in den dreißig Jahren des Wirkens unseres Entschlafenen mit haltbarem Material darauf weitergebaut worden. Gott helfe uns, die wir zurückbleiben, das Erbe treu bewahren, das er uns hinterlassen hat!

Den Brüdern unseres Missionshauses gilt nun das Wort: Gedenkt an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! Uns allen aber diene zum Trost: Jesus Christus, gestern und heute derselbe, und auch in Ewigkeit!

Nachruf

von Professor D. Haußleiter in Halle im Namen des Ausschusses der
deutschen Missionen.

Zu unserm großen Bedauern können wir den Wortlaut dieses Nachrufes nicht bringen, da das Manuskript des Redners offenbar infolge der gegenwärtig sehr streng gehandhabten Grenzsperrre aufgehalten worden ist, und wir mit der Drucklegung des Blattes leider nicht länger warten dürfen. Wir müssen uns deshalb begnügen, einige Gedanken der Ansprache aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Die Verantwortung für den Wortlaut fällt also auf die Redaktion.

Der Redner hob die Verdienste des Verstorbenen um das gesamte deutsche Missionswesen als Vorsitzender des deutschen Missionsausschusses hervor. D. Oehler war Mitglied dieser Institution von ihrer Gründung im Jahre 1890 an und zwar obschon damals noch der Jüngste, gleich mit dem Vorsitz, den er bis zu seinem Tode führte. Sein wohlerwogenes Urteil und sein weiter Blick sicherten ihm die unbestrittene Autorität in dem Kollegium, dessen Beschlüsse, dank seiner umsichtigen Leitung überall Beachtung fanden. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Missionsausschusses nahm er mehr als einmal an den Kolonialkongressen in Berlin teil, wo er öfter das Wort ergriff. Besonders tiefen Eindruck machte auf weite Kreise hin ein mannhaftes Wort an der dritten Tagung des Kongresses, wozu er durch den Gang der Verhandlungen war veranlaßt worden.

Auch die kontinentale Bremer Missionskonferenz hat er dreimal geleitet und damit über die Grenzen des deutschen Reiches hin einen maßgebenden Einfluß auszuüben Gelegenheit gehabt. Sein ökumenischer Geist, der weit über die Schranken der Nation und der Konfession hinüberschaute und die innere Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes auf Erden aufrecht erhalten wissen wollte, kam in dieser Stellung zur vollen Geltung. Wenn wir in seinem Sinne weiter arbeiten, trotz der gegenwärtigen teilweisen Störung der Arbeitsgemeinschaft, so werden wir auch in der Mission alle wieder zusammen kommen und wieder die Einigkeit im Geiste pflegen können durch das Band des Friedens.

Nachruf

von Missionar G. Munz im Namen der Missionare.

Hebr. 3, 5.

Ein überaus reiches Leben liegt abgeschlossen vor uns und unwillkürlich sucht man nach einem Ausdruck, der den Inhalt dieses Lebens zusammenfassen und bezeichnen könnte. Auch ich suchte und fand Hebr. 3, 5 wo es von Mose heißt: „Er war treu in seinem ganzen Hause — als ein Knecht“. — Mit diesem Worte sind gewiß alle Brüder, in deren Namen ich reden soll, einig. Eine alte Missionsfrau, die der Entschlafene regelmäßig besuchte, sagte mir oft: „Herr Inspektor hat so liebe treue Augen, die Vertrauen einflößen.“

Treu in persönlicher Liebe, gewissenhaft in der Arbeit und beharrlich im Ziel, so haben wir unsern teuren Direktor gekannt und geliebt. Am letzten Sonntag sagte mir ein alter Missionar: „Ich hatte einen ganzen Stoß von eigenhändigen Briefen des Direktors, die mit absoluter Sicherheit viele Jahre hindurch bei jedem freudigen oder traurigen Familienereignis einliefen. Diese vielen Geschwisterbriefe seien wohl mit eine Ursache von seinem Leiden gewesen. Sein Schmerz sei es, daß ihm diese Briefe in den Kriegswirren ebenfalls abgenommen wurden.“ Diese ungedruckten Bände sprechen von einer seltenen Treue. — Es gibt wenig Stände, die so oft in außerordentliche und schwierige Lagen versetzt werden, als Missionsleute und da ist es von der größten Bedeutung für die Gesundheit eines Werkes, daß die Arbeiter in Liebe getragen und bei den nicht seltenen inneren Konflikten seelsorgerlich beraten werden. Das hat der Entschlafene in treuester Weise getan und ungezählte Brüder und Schwestern danken es ihm in herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit.

Treu und gewissenhaft in der Arbeit. Bei der weiten Entfernung und der oft langsamen Postverbindung ist eine rasche Erledigung von wichtigen Anfragen eine große Erleichterung und innere Entlastung für die Arbeiter. Wie wohlthuend empfanden wir in der Anfangszeit der Kamerunmission diese Geschäftserledigung. Aber es war noch mehr. Aus seinem bekannten, nie versagenden, ruhig sachlichen Urteil leuchtete ewige Wahrheit und himmlische Klarheit heraus und daraus erklart sich der innere Zwang, sich diesem Urteil unterzuordnen. Das war das Geheimnis der stillen und festen Autorität, die Herr Direktor ununterbrochen genoß: Er war ein Knecht seines Herrn und darum folgten andere ihm gerne.

Treu und beharrlich dem Ziele zu, war seine Richtschnur in den drei verfloffenen Jahrzehnten, welche auch für eine Missionsleitung

tief einschneidende Fragen aufwarfen. Sie alle haben ihn bewegt und er mußte sich mit ihnen auseinandersetzen und feste Stellung zu ihnen gewinnen. Aber auch hier konnte man nie eine Unsicherheit oder einen Sprung bemerken. Wie wir ihn kennen lernten vor dreißig Jahren, so ist er seinem ganzen Wesen nach geblieben. Eine solche Leitung gibt den Arbeitern eine Sicherheit des Wegs in vielen ungeschriebenen Paragraphen, denn jeder fühlt, das verträgt sich oder verträgt sich nicht mit dem Geist unseres Hauses und Werkes. Das Vorbild davon in großen wie in kleinen und allerkleinsten Dingen sahen wir in ihm.

Und nun Treue um Treue! Wir alle stehen unter dem Eindruck, daß sein Leben ein gesegnetes und segnendes war. Und darin liegt für uns die innere Verpflichtung: „Gedenket an euren Lehrer und — folget seinem Glauben nach.“ (Hebr. 13, 7). Das sei unsere Treue. Kann man Treue auch den Toten halten? Solchen gewiß, denn sie leben beim Herrn und dort ist der Werde- und Vollendungsgang seines Reiches auf Erden nicht unbekannt, nicht unbekannt ob wir treu bleiben.

Treue um Treue! darf man auch so von seinem Herrn fragen? Einer seiner langjährigen Mitarbeiter sagte mir aus den schweren Leidens- tagen des Entschlafenen: „Sein Glaube jagte nie und auf sein liches Gemüt fiel dadurch nie ein Schatten. In der Not erst bewährt sich die Treue, auch Glaubenstreue. Der Herr verlangt von einem Knecht — „nicht mehr — als daß er treu erfunden werde“ (1 Kor. 4, 2) — Er selbst bleibt treu auch über den Tod hinaus. Er gibt dem treuen Knecht eine größere Auf- gabe: Himmlische Stätte zur Verwaltung; eine größere Ehre als hier unten: Die Lebenskrone! So schauen wir dem entschlafenen Leiter der Basler Mission nach: Innig, dankbar, reichlich getröstet, gläubig hoffend aber auch mit der Bitte: Herr hilf auch uns treu sein — bis in den Tod. Amen.

Nachruf

von Dekan Schuster in Männedorf.

Im Namen der heimatlichen Missionsgemeinde noch ein Wort an diese Trauerversammlung!

Als vor bald 30 Jahren, im Herbst 1885, der nicht lange zuvor neu-erwählte Basler Missionsinspektor zum erstenmal vor die Ostschweizerische Missionskonferenz in Winterthur trat und zu ihr nach seiner Art geredet hatte, insbesondere darüber, was für und was gegen die Übernahme der Mission in Kamerun spreche, da stand man sofort allgemein unter dem Eindruck: sie haben den rechten Mann gewählt in Basel; der Herr selber hat ihn der Basler Mission zugeführt! Und je öfter er wiederkehrte — er ist ja mit Freuden gerade zu dieser großen, belebten Konferenz gekommen, oder wo immer man weiterhin ihn hörte, man wurde immer mehr bestärkt in diesem Eindruck: das ist ein Missionsleiter von Gottes Gnaden! Mochte einem oberflächlichen Hörer etwa vorkommen, Direktor Oehler referiere auch gar gemessen und nüchtern, fast kalt, so merkte ein nachdenklicher bald, daß er aus Grundsatz, um des Gewissens willen zurückhaltend sei, in seinen Schilderungen die Farben nicht zu stark und grell auftrage, sondern eher dämpfe, Erfolg und Stand der Missionsarbeit ja nicht zu günstig darstellen wolle; was er rede, sei immer klar und wahr, man könne sich darauf verlassen. Mit dem großzügigen, missions- und religionsgeschichtlichen Weitblick verband er ein tiefes, auf eigener Erfahrung beruhendes Verständnis für das innerste Bedürfnis der Menschenseele unter allen Zonen. Vor allem hat er dadurch der Männerwelt, man darf es wohl sagen, imponiert. Der Herr allein weiß, wie viele junge Männer durch sein Wort von der Missions Sache höher denken gelernt haben, ja vielleicht zu warmen Freunden der Basler Mission geworden sind. Auch gereifte Männer mußten an ihn hinaufsehen, und konnten es ohne das Gefühl, daß er auf sie herabschaue. So groß wie seine Begabung war eben auch seine Demut. Und wer dazu noch während des letzten Jahrzehnts beobachten konnte, wie er das eingeschlichene körperliche Leiden so standhaft trug, offenbar als ein Kreuz in der Nachfolge seines Herrn, und wie er bei gelähmtem Leibe so geistesklar, willensstark in der Missionsleitung ausharrte, dem mußte Direktor Oehler vollends ehrwürdig erscheinen und lieb werden.

So trauert denn mit seiner leidtragenden Familie, mit dem verwaisten Missionshause, mit seinen nächsten Mitarbeitern, deren anerkannter, verehrter Führer er gewesen, mit der Schar alter und junger Missionare, die

zu ihm als einem väterlichen Freunde aufblickten, mit ihnen allen trauert nun eine ganze große Missionsgemeinde. Ich darf es hier insbesondere im Namen der Missionsgemeinde im Schweizerlande bezeugen: Es ist uns leid um den Mann. — Schmerzlich weh wird es ungezählten Missionsfreunden tun, daß sie hienieden sein Angesicht, in dessen Anblick sie vielleicht manchmal das eigene aufgeregte Gemüt ausruhen ließen, nie mehr sehen, sein abgeklärtes Urtheil nie mehr zur Klärung der eigenen Gedanken hören können. Aber, meine Lieben! Wir dürfen ihn fortan im Geiste eingereicht schauen in jene ganze Wolke von Zeugen, die wir nach Hebräer 12 um uns haben, wollen uns dabei dankbar erinnern, was er durch Gottes Gnade uns persönlich und der großen Sache Jahrzehnte hindurch gewesen ist. Und wenn wir jezt mit dem Missionskomitee zu Basel den Verlust doppelt schwer empfinden, weil dieser bewährte Vorarbeiter und Vorkämpfer gerade in einer so gewaltig ernsten Zeit, angesichts so unermehlicher Missionsaufgaben einer dunklen Zukunft von uns genommen wurde, so wollen wir es ihm doch gönnen, daß er zur Ruhe des Volkes Gottes, zum ewigen Frieden hat eingehen dürfen, und nicht allein das, sondern wir wollen uns auch durch sein Vorbild ermutigen lassen, weiter mit Geduld zu laufen in dem Kampfe, der uns noch verordnet bleibt, und zu hoffen, was wir noch nicht sehen vom Sieg des Reiches Gottes in Christo Jesu.

Ja, meine Freunde, wir haben an dem teuren Manne hinaufgeschaut. Aber es wäre ganz seinem Sinn entgegen, wenn wir nicht auch in dieser Stunde über ihn hinaus aufsehen würden auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, der um des Heils der Welt willen das Kreuz erduldet und mit seiner Gnade in ihm mächtig war. Wir ehren das Gedächtnis des heimgegangenen Jüngers am besten, wenn wir im Blick auf seinen Herrn den Mut nicht fallen lassen, sondern treu bleiben in der Mitarbeit am anvertrauten Werk. Lasset uns wieder aufrichten die lässigen Hände und die müden Kniee, uns noch fester zusammenschließen und gewisse Tritte tun durch alles Dunkel der Zeit in dem Lichte, das vom Kreuz her auf unsern Weg fällt. Ihm nach durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Frieden! Amen.

Zum Gedächtnis D. Theodor Oehlers.

Von Inspektor a. D. Friedrich Würz.

Dafür halte uns jedermann: Für Christi Diener und
Haushalter über Gottes Geheimnisse. 1 Kor. 4, 1.

Wir sind wieder in die Woche eingetreten, in der wir zurückzublicken pflegen auf das Gute, das Gott unserm Missionswert während eines Jahres getan, und auf das Leid, das er ihr auferlegt hat. Diesmal hätte der Rückblick zu einem Dankfest besonderer Art werden sollen, da in diesem Jahr die Basler Mission ihr hundertstes Jahr vollendet. Es ist nun durch Gottes Fügung aus der Jubelfestwoche eine gar stille Woche geworden. Auf uns allen lastet der Druck des Völkerrrieges, der auch über unsere Mission und ihre Mitverbundenen schon so viel Leid gebracht hat. Und seit 14 Tagen liegt über unserm Haus und unserer Gemeinschaft noch ein besonderer Schleier, der der Trauer um den Mann, der wie ein Vater unter uns gestanden hat, und dem wir alle unendlich viel treue Liebe zu verdanken haben, eine Liebe, deren Treue und Größe uns vielleicht erst von jetzt an ganz zum Bewußtsein kommt. Auf ihn wollen wir heute schauen in dem Sinn, wie uns auch das Wort Gottes auf die Vorangegangenen schauen lehrt, damit sie uns Vorbilder werden in unserem eigenen Lauf nach dem himmlischen Kleinod, und ein Anlaß zum Dank gegen den Geber aller guten Gaben.

Über drei Jahrzehnte hat D. Oehler die Basler Mission geleitet. Dreißig Jahre, das ist fast ein Drittel des zurückgelegten Jahrhunderts. Ja, wenn wir an die Summe der Ereignisse denken, die diese dreißig Jahre in sich schließen, so möchten wir sagen: Es ist reichlich die Hälfte des Jahrhunderts. Ich denke dabei nicht nur an das, was die Basler Mission, sondern an das, was die gesamte Mission deutscher Zunge, der die unsrige als eines ihrer vornehmsten Glieder angehört, in diesen Jahrzehnten durchlebt hat. Schauen wir einen Augenblick zurück.

Am Anfang dieses Zeitraums steht der koloniale Aufschwung Deutschlands, der der deutschen Mission eine gewaltige neue Aufgabe voller Schwierigkeiten und voller Hoffnungen brachte. Was damals begonnen hat, hat sich seither ununterbrochen entfaltet. Das Innere Afrikas ist Schritt für Schritt erschlossen worden. Die Eingeborenenfrage und die Frage nach der kolonialen Pflicht haben sich mehr und mehr verschärft; der Ruf nach Arbeitern ist immer dringlicher geworden. Der Weltkrieg hat zwar unsere kolonialen Hoffnungen in die Ferne gerückt, aber unsere kolonialen Sorgen nur noch vermehrt.

Dann kam die große Umwälzung in Ostasien, vor allem in China, wodurch die evangelische Mission bald in ihrem ganzen Bestand bedroht, bald vor die herrlichsten Möglichkeiten gestellt wurde. Auch die Mission deutscher Zunge ist von dem Wirbelwind jener gewaltigen Entwicklung ergriffen worden, und niemand weiß, wohin er sie führen wird.

Hand in Hand mit dem allem gingen tiefgreifende Bewegungen in der Heimat. Die Mission trat notgedrungen mehr und mehr aus ihrer Verborgenheit hervor ins Licht der Öffentlichkeit und wurde ein Gegenstand bald des Lobes, bald des Tadels. Es gab Zeiten, da sie mit allen Hundstagen gehekt wurde, und Zeiten, wo sie auf Kolonialkongressen den Ehrenplatz einnahm und eine Kaiserspende erlebte.

Auch auf die deutsche Mission selbst konnten diese Vorgänge nicht ohne Einfluß bleiben. Sie schloß sich fester und fester zusammen, in gemeinsamem Leiden und Kämpfen und zu gemeinsamem Denken und Tun. Der deutsche Missionsauschuß, in dem sich dieser Zusammenschluß in erster Linie verkörpert und in dem Theodor Döhler 25 Jahre lang den Vorsitz führte, hat eine immer verantwortungsvollere Aufgabe erhalten.

Das alles hat Theodor Döhler miterlebt, nicht nur als ein Missionsfreund, der von der Freude und von der Last für sich nehmen kann, so viel er will, sondern in der vordersten kleinen Reihe der verantwortlichen Männer, die die große Zeit mit dem vollsten Bewußtsein durchleben, aber auch ihre volle Bürde zu tragen haben. Wer ihn von nahem beobachtet hat, wie er mit anscheinend immer gleicher Seelenruhe seiner täglichen Kleinarbeit nachging, mag je und je den Eindruck erhalten haben, als ob ihn jene großen Ereignisse wenig berührten. Er hatte es so gar nicht eilig mit neuen Plänen, die der neuen Zeit hätten gerecht werden sollen, und es war in seinem Tageslauf wenig Raum zu Betrachtungen über den Gang der Geschichte. Man mußte schon mit ihm auf eine der Konferenzen gehen, zu denen sich die Freunde der Basler Mission in Süddeutschland und der Schweiz vereinigen, oder mußte ihn in der Generalkonferenz am Basler Fest beobachten. Da sah man sein Auge bliken und seine Gestalt beben von innerer Bewegung, wenn er mit seinen Zuhörern auf die Warte stieg und sie den Geschichtslauf und seine Bedeutung für das Reich Gottes sehen lehrte. Da stand vor ihm und uns in überwältigender Plastik die Erfüllung des alten Prophetenwortes (Haggai 2.): Es ist noch ein kleines dahin, daß ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene bewegen werde. Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll dann kommen aller Heiden Röstlichstes. Da erkannten wir mit ihm in der chinesischen Umwälzung, in Indiens unruhigem Suchen, in den geheimnisvollen Bewegungen der islamitischen Welt die gewaltige Hand Gottes, der das Völkermeer bewegt nach seinem heiligen Plan und der die Zeit vorbereitet, da alle Völker ihr Röstlichstes bringen und dem Weltheiland zu Füßen legen. Es machte für Theodor Döhler keinen so großen Unterschied,

ob gerade milder Frühlingswind durch die Welt zog und Gnadenzeiten verhieß, oder ob ein Sturm über das Missionswerk erging. Sein Blick war in beiden Fällen auf das Tun des großen Gottes geheftet, der unabhängig von der Gunst oder Ungunst der Zeiten seine Ziele verfolgt. Daher kam es, daß immer ein Zug von Anbetung in Theodor Oehlers Betrachtung der Geschichte lag; daher kam aber auch die unerschütterliche Ruhe, die ihm im stärksten Wellenschlag der Ereignisse erhalten blieb.

Beobachter von ungeduldigerer Gemütsart mochten sich je und je wundern, daß Theodor Oehler bei diesem tiefen Blick in die Größe der Zeitereignisse doch kaum etwas zu tun schien, um nun auch die Mission zu Unternehmungen zu führen, die jenen Ereignissen entsprochen hätten. Eine Anregung zu kühnem Vorgehen auf noch unbetretener Bahn konnte er noch in der Mitte seiner Wirksamkeit mit dem Einwand: „Das ist Missions-Strategie!“ abweisen. Der christlichen Studentenbewegung, die wesentlich auch eine Missionsbewegung sein will, stand er lange zweifelnd gegenüber. Das mag sich zum Teil aus Naturanlage erklären, zum Teil auch aus dem starken Einfluß des Tübinger Theologen, der einst sein Urteil über modern-christliches Handeln gestaltet hatte. Aber es hatte noch einen andern Grund, und dieser lag in der tiefen Ehrfurcht, womit Theodor Oehler allezeit dem göttlichen Tun gegenüberstand. Er war durchdrungen von dem Bewußtsein, daß im Grunde nicht der Mensch, auch nicht der Missionsdirektor, sondern der allmächtige Gott selbst der Handelnde sei, und daß der Mensch Gott nicht den Weg zu weisen, sondern ihm auf seinem Weg zu folgen habe. Wo ihm Gottes Weg nicht klar war, da stand er still und ließ sich durch nichts zum Vorangehen bewegen. Aber wo er Gottes Willen sah, da konnte ihn auch nichts vom Vorangehen abhalten.

Es war ein schwerer Entschluß, als Mitte der achtziger Jahre die große neue Aufgabe in Kamerun aufgenommen werden mußte. Aber Inspektor Oehler erkannte den Willen Gottes und griff zu, und sein Komitee folgte ihm. Ich bin überzeugt, daß er zwanzig Jahre später, bei weit größerer Arbeitslast, unter gleichen Bedingungen denselben Entschluß gefaßt hätte. Noch als kranker Mann hat er dem Sprung nach Nord-Togo, den er früher entschieden abgelehnt, mutig zugestimmt und damit der Basler Mission noch den Weg ins islamitische Afrika geöffnet, weil er jetzt Gottes Willen darin erkannte. Ich habe nie bemerkt, daß er einen dieser folgenschweren Schritte jemals bereut hätte. Er war sich eben bewußt, der göttlichen Führung gefolgt zu sein. Dies hat der Basler Mission unter seiner Leitung die große Stetigkeit und uns, seinen Mitarbeitern, ein Gefühl der Sicherheit gegeben, wofür wir ihm nicht dankbar genug sein können.

In diesen 30 Jahren ist die Basler Mission gewaltig angewachsen. Wir haben schon bei der Leichenfeier einige Zahlen vernommen. Als Inspektor Oehler kam, bestand das europäische Missionspersonal auf den Arbeitsfeldern aus 175 Personen; vor einem Jahr waren es 450. Vor 30 Jahren

zählte man etwas mehr als 400 eingeborene Mitarbeiter; aus ihnen sind mehr als 2000 geworden. Die Zahl der Hauptstationen ist von 37 auf 73 gestiegen, zu denen mehr als 800 Außenstationen kommen. Auf drei Missionsgebieten waren es damals 17,000 Christen, jetzt sind es auf fünf Missionsgebieten 72,000. Vor 30 Jahren gab die Generalkasse nicht ganz eine halbe Million Franken aus; jetzt sind es 2½ Millionen. Wir machen uns schwer einen Begriff davon, was für eine Summe großer Verantwortung und kleiner Einzelarbeit dieses Anwachsen des Werkes in den 30 Jahren für unsern Leiter gebracht hat. Wir, die wir ihm nahe standen, wußten, wieviel auf ihn einströmte. Wir kannten die Fülle des Lesestoffes, die herzuströmte, und die Menge der Briefe, die mit seiner Unterschrift hinausgingen, und wieviele davon hat der Mann, der in den Jahren seiner Kraft zu bescheiden war, sich eines Stenographen zu bedienen, eigenhändig geschrieben!

Theodor Dehler hat es bei seinem Jubiläum ausgesprochen, daß er dieses Wachstum der Basler Mission nicht gemacht habe, und das ist wahr. Ich weiß nicht, ob er von sich aus die Gründung einer einzigen Station oder einer einzigen Schule veranlaßt hat. Er würde auch nicht den Anstoß gegeben haben zur Befetzung eines neuen Missionsgebietes. Er betrachtete sich in dieser Beziehung nur als Gottes Mitarbeiter und hielt es für ganz natürlich, daß Gott vorangehe und dem Werk seine Entwicklung vorschreibe, und daß er selbst nachzufolgen und das auszuführen habe, was Gott ihn heiße. Aber dies hat er treulich getan. Da wo Gott den Grund legte, indem er durch die Kraft des Evangeliums Gemeinden entstehen ließ, da hat sich Theodor Dehler ans Aufbauen und Ausbauen gemacht, als der weise Baumeister, der auf dem gelegten Grund weiterzubauen hat mit Gold, Silber und edlen Steinen.

Es ist uns, die wir ihn dabei in enger Arbeitsgemeinschaft beobachteten, manches aufgefallen, worauf er vor allem Wert legte. Mit großem Ernst hat Theodor Dehler darauf gedrungen, daß überall wo unsere Mission arbeitete, das Evangelium freie Bahn bekomme. Er hat sich nie darauf eingelassen, die Mission herabzudrücken zu einem bloßen Kulturpionier, wie es uns etwa koloniale Kreise daheim und draußen, in deutschen und fremden Gebieten, gern zugemutet hätten. Er hat sich nie dazu hergegeben, in der Missionschule, an die er von ganzem Herzen glaubte, den Bibelunterricht aus dem Mittelpunkt rücken zu lassen. Er hat deswegen auch immer um freie Bahn gekämpft für die Arbeit in der Landessprache. Wußte er doch, daß das Evangelium nur dann seinen Weg recht in die Herzen findet, wenn es den Leuten in ihrer eigenen Sprache dargeboten wird; und ebenso, daß in den Gemeinden eine feste christliche Erkenntnis nur auf der Grundlage einer elementaren Bildung in der eigenen oder wenigstens in einer nahe verwandten Sprache aufgebaut werden kann. Deswegen hat er auch höheren Behörden gegenüber immer darauf bestanden, daß die Mission im freien Gebrauch der Landessprache in Kirche, Schule und Literatur in keiner Weise

beschränkt werde. Das geistige Wohl der Gemeinden war Theodor Oehlers beständige Sorge. Wo das Evangelium hindringen sollte, das überließ er im allgemeinen der Leitung seines Herrn; aber wo es Fuß gefaßt und Glauben geweckt hatte, da wußte er sich in Gemeinschaft mit den Missionaren dafür verantwortlich, daß die gesammelte Herde auf die beste Weide geführt werde. Das lag ihm so am Herzen, daß er sich nicht scheute, Missionare auf eine lockende Pionierarbeit verzichten zu lassen und sie an die Gemeinden zu weisen. Er hat vor zehn Jahren einen Entschluß gefaßt, der wohl auch ihm nicht leicht geworden ist. Es war mitten im siegreichen Vordringen in Kamerun, wo ein Stamm nach dem andern erwachte, nach der Schule verlangte und damit auch für das Evangelium zugänglich wurde. Da hat er auf einmal dem Vordringen in neue Gebiete Halt geboten und die Losung ausgegeben: Ausbauen! Unser Werk in Kamerun entging damit der Gefahr, daß über dem unaufhaltsamen Voraneilen und über dem raschen Anschwellen der Gemeinden zu viel Heidentum in die jungen Missionskirchen eindringe und daß damit unsere Arbeit vergeblich werde. So war er bereit, der Echtheit und Gründlichkeit unserer Missionsarbeit auch einen winkenden Triumph zum Opfer zu bringen.

Das ging freilich nicht ohne Kämpfe und Enttäuschungen. Es war Theodor Oehler ein vielfacher Schmerz, daß in die Gemeinden draußen trotz allem immer wieder der heidnische Sauerteig eindrang und daß die Versuchungen, die von außen her kamen, anscheinend immer schwerer wurden. Dies führte ihn in den Kampf gegen den afrikanischen Branntweinhandel wie gegen eine gewisse Landpolitik in Kamerun, bei der die Eingeborenen allmählich zum Proletariat herabsinken mußten. Der Mann, den es eine Überwindung kostete, ein Kind auf der Straße anzureden, ist vor zehn Jahren beim deutschen Kolonialkongreß unerschrocken aufgestanden und hat gegen die koloniale Unsittlichkeit ein Zeugnis abgelegt, das ihm nicht so bald vergessen werden wird.

Nun noch ein Blick in Theodor Oehlers persönliches Wirken, in sein Verhältnis zu denen, die mit ihm durch das Werk verbunden waren. Er hat eine ungeheure Autorität besessen, obwohl ich kaum erlebt habe, daß er einmal um seine Autorität gekämpft hätte. Ich habe auch nicht bemerkt, daß seit dem Jahre 1888, wo ich ins Missionshaus eintrat, seine Autorität wesentlich zu wachsen gebraucht hätte. Sie war von Anfang an fest begründet. Das war umso merkwürdiger, als seine Bescheidenheit und Demut vor jedermanns Augen war. Woher kam das? Eben von seiner Bescheidenheit und Demut, aber auch daher, daß er sich als Christi Diener wußte. Er hat für sich keine Ehre begehrt; die Ehre ist ihm von selbst zugefallen. Aber er hat sein Amt geehrt, weil es ihm Gott gegeben hatte und er Gott darin ehrte. Er hat sein Amt geehrt durch Treue. Wir, die wir mit ihm gearbeitet haben, sind oft beschämt gewesen von seiner Treue, von dieser Stetig-

keit der täglichen Arbeit bei unendlicher Unterbrechung. Wir sind darin oft hinter ihm zurückgeblieben, und doch ist er mit uns immer nachsichtig und geduldig gewesen, bereit, die Freuden der Arbeit und ihren inneren Gewinn mit uns zu teilen. Unter den Zügen, die sein Wirken besonders gekennzeichnet haben, sei in erster Linie der große Ernst genannt, mit dem er immer für Wahrheit und Recht eingetreten ist. Es sind erst wenige Wochen, da hat Direktor Oehler einen ausgezeichneten Brief an Dr. Mott, den Vorsitzenden der Edinburger Weltmissioniskonferenz, geschrieben — es war vielleicht das letzte wichtigere Schriftstück, das von ihm ausging — und ihm in höchst eindrucksvoller Weise ans Herz gelegt, daß er doch gegen die amerikanischen Lieferungen von Kriegsmaterial an Deutschlands Feinde seinen Einfluß geltend machen möge. Was Dr. Mott darauf tun kann und wird, muß man noch abwarten; aber für Theodor Oehler war dieses Schriftstück etwas ganz Bezeichnendes. Er hat hier das Wort ergriffen, weil er es für seine Pflicht hielt, für das Recht einzutreten; und wenn er dies tat, so tat er es mit großem Gewicht. Auch im Komitee ist uns dies oft aufgefallen. Er hat es gar nicht schwer genommen, sich überstimmen oder sich eines Besseren belehren zu lassen, obwohl er häufiger uns eines Besseren belehrte. Sobald sich ihm die Frage stellte: Was ist vor Gott recht? da gab es für ihn keine Verhandlung mehr, sondern er ging geradeaus seinen Weg. Er ließ sich auch um keinen Preis dazu bewegen, irgend etwas zu tun, wobei er auch nur indirekt die Wahrheit verlegt hätte.

Das christliche Leben in unserem eigenen Kreise hat Theodor Oehler mit großer Treue gepflegt. Dem Einzelnen seelsorgerlich nachzugehen, wenn sich nicht ein besonderer Anlaß bot, dazu blieb freilich bei der wachsenden Schar der Missionare und der andern Mitarbeiter nur wenig Zeit. Innerlich aber war es ihm ein beständiges Anliegen, und wo er irgend konnte, hat er in Wort und Brief darauf hingearbeitet, daß jedes Glied unserer Mission vor Gott wandelte und daß alle miteinander verbunden blieben in der Liebe, die nicht das Ihre sucht. Seine Seele hat wohl unter nichts so gelitten, als wenn er sah, daß es hieran irgendwo fehlte.

Wenn er jemand mündlich oder schriftlich zurechtzuweisen hatte, so hat er ihm ganz offen gesagt, was er gegen ihn hatte. Er hat manchmal auch scharfe Worte gewählt, und man hat sie von ihm ertragen, weil man wußte, daß er unser Bestes suchte. Ich erinnere mich eines Falles. Da hatte er einen zu scharfen Brief geschrieben, der einem Bruder tief ins Herz griff. Er hat nachher aus freien Stücken im Komitee bekannt, daß der Brief nicht aus der Liebe geschrieben sei. Einen solchen Eindruck hat es ihm selbst gemacht, wenn er fand, daß er nicht in der Liebe gehandelt hatte. Im ganzen hat er mit dieser Offenheit, mit dieser väterlichen Liebe viele Herzen bezwungen und gewonnen.

Für uns, seine Mitarbeiter, war er immer zu haben, wenn wir ihn brauchten. Wir im engsten Kreis wußten, wie viel täglich auf ihn einstürmte,

und haben es für unsere Pflicht gehalten, seine Stunden zu schonen. Aber wenn wir zu ihm kamen mit unseren Berufsangelegenheiten oder mit persönlicher Noth, da hat er immer Zeit gehabt. So zurückhaltend er sonst war, da hat er sich uns gegeben, und da haben wir am meisten seine väterliche Liebe gespürt. Und was seinem Rath, besonders in den Dingen des ethischen Lebens, so großes Gewicht gab, das war die Wahrnehmung, daß er seine Gedanken fort und fort aus der Schrift schöpfte und nach der Schrift richtete. Das war neben seiner Demuth das Geheimnis seines Einflusses auf die, die ihm näher waren.

Im Anfang fanden sich in seinem Arbeitstag noch Stunden für theologisches Studium; es war die Zeit, in der er die alttestamentliche Theologie seines Vaters neu herausgab. Das ist allmählich anders geworden; die theologische Lektüre wurde mehr und mehr auf die Sonntage und auf die Ferien beschränkt. Aber wie oft, wenn wir morgens in sein Arbeitszimmer traten, fanden wir ihn vor seinem griechisch-deutschen Testament. Wir ahnten, wie er aus dieser Quelle schöpfte, und wir sahen die Wirkungen davon in seinem Denken und Reden und nicht zuletzt in seinen Entscheidungen in schwierigen Fragen. Er hat es gelegentlich ausgesprochen, daß unter allen theologischen Disziplinen das Neue Testament seine besondere Liebe sei. — Und manchmal hörten wir, wie er seine innere Thüre verschloß. Dann wußten wir, daß er ungestört sein wollte, um seines Priesteramtes zu walten; und wir haben unsere Schlüsse daraus gezogen.

Dies einige Züge vom Bild unseres heimgegangenen Führers und Vaters. Nun treten wir ins zweite Jahrhundert der Basler Mission ein. Es wird neue Aufgaben bringen, und wir werden in manchem neue Wege gehen müssen. Die Verantwortung wird auf andern Schultern liegen. Aber in einem muß es beim alten bleiben; so wollen es auch die, die die Arbeit des Heimgegangenen aufgenommen haben. Wir müssen wie bisher stehen in der Schrift, müssen mit ehrfurchtsvoller Anbetung auf die Wege Gottes blicken, müssen uns selbst hingeben und vergessen um des heiligen Dienstes willen. Das hat uns Theodor Döhler vorgelebt und das sei ihm gedankt. Gedankt sei ihm auch die väterliche Liebe, die viele von uns einzeln von ihm empfangen haben, und von der niemand gewußt hat als er und wir. Jetzt ist der Mann, der nach Gottes Willen jahrelang körperlich ein Gebundener gewesen ist, eingegangen ins Licht und in die Freiheit. Wir stehen noch im Kampf; aber auch vor uns steht das Ziel, das Theodor Döhler nun erreicht hat. Wir blicken dem Pilger nach durch das geöffnete Thor der himmlischen Stadt, und in manchem Herzen mag der Wunsch aufsteigen: Wären wir doch da! Aber wir wollen nach dem Vorbild des Heimgegangenen tapfer ausharren auf unserem Platz, bis auch unsere Aufgabe erfüllt ist.

Gedächtnisrede für Direktor Oehler.

Von Inspektor Lic. L. J. Frohnmeyer.

In den letzten Tagen ist mir das Wort des „Wandsbecker Boten“ beim Grab seines Vaters durch den Sinn gegangen: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.“ Ich stehe nun 43 Jahre im Dienst der Basler Mission, und 30 Jahre davon war der Heimgegangene mein Vorgesetzter. Im Blick auf diese langjährige Arbeitsgemeinschaft und auch in Vertretung der Brüder draußen in Indien ist es vielleicht nicht unbescheiden, wenn auch ich noch ein Wort des Dankes für unsern heimgegangenen Direktor ausspreche. Vielleicht wäre eher ein chinesischer Missionar am Platz gewesen. Es ist eine bekannte Sache, daß der selige Direktor seit seiner Inspektionsreise eine gewisse Vorliebe für China gehabt hat. Nicht weil er zuerst dort gewesen ist. Man kann ja auch bei einem Besuch unangenehme Eindrücke mitnehmen; aber wer Indien kennt und wer den heimgegangenen Direktor kennt, kann verstehen, daß ihm der Inder nicht so recht sympathisch sein konnte. Der überschwengliche Inder, der fast keine Grenze kennt zwischen Wahrheit und Dichtung, bei dem alles ins Gigantische wächst und dem gegenüber unser klarer, gewissenhafter, nüchterner und wahrheitsliebender Direktor! Das stimmt nicht zusammen. Auch braucht es lange Bekanntschaft und eine intime Gemeinschaft, bis uns die Schönheit der indischen Volksseele erscheint und sogar indisches Denken einen Reiz auf uns ausübt. Und doch hatte unser Direktor Indien lieb. Er hatte ja früher für alle Gebiete einzutreten, und wenn es uns auch schon damals auffiel, daß er mit Vorliebe von China redete, so hat er sich doch auch in Indien und in die Arbeit unter diesem Volk eingelebt und hineingeliebt. Das fühlte man auch, nachdem er dieses Gebiet an einen Inspektor für Indien abgegeben hatte. Wo ein wirkliches Bedürfnis oder gar eine Not in Indien vorhanden war, wie ist er mit ganzer Seele für dieses Missionsfeld eingetreten! Als sich gar eine Abneigung gegen Arbeit auf englischen Kolonien regte, besonders unter der jüngeren Geistlichkeit meines Vaterlandes, wie ist er da ritterlich gerade für die Mission auf dem indischen Gebiet eingetreten! Wie wohl tat uns draußen sein Auftreten auf einer Missionskonferenz in Ulm, wo er alle Kraft einsetzte und im Grunde schon alles sagte, was gesagt werden kann, um in dieser Hinsicht das Herz warm und den Kopf hell zu erhalten. Er hat uns auch ein wertvolles Schriftstück hinterlassen, in dem er noch in den letzten Monaten sich über diese Frage ausspricht und wir sehen daraus, daß auch der Krieg in seiner Stellung zu dieser Sache nichts geändert hat. Um so mehr fühle

ich, daß ich sehr viel verloren habe, gerade im Blick auf die Arbeit in Indien. Wie oft habe ich im Stillen gedacht: wenn einmal diese schwierige Frage aufgenommen werden muß, da flüchte ich mich unter seine Flügel, lasse ihn kämpfen und will stille sein. Ihn wird man hören, ihm kann man nicht sagen, daß er pro domo rede, kein Verdacht wird sich an ihn heranwagen und er wird die Sache durchkämpfen. Und nun ist diese Stütze dahin!

Wir verdanken ihm viel in der Arbeit draußen in Indien. Das jetzt im einzelnen aufzuzählen, ist unmöglich. Nur zwei Punkte möchte ich hervorheben. Die ganze Organisation unserer Arbeit in Indien stammt von Inspektor Josenhans. Sie ist heute noch geltend. Diese Organisation hat Direktor Oehler ausgebaut, er hat auch Richtlinien für die Zukunft gezogen, soweit man das für ein fremdes Volk tun kann. Er hat Distriktkirchen geschaffen und gesucht sie finanziell zu fundamentieren. Er war ein bewußter Gegner des Kongregationalismus. Er wollte, daß einheimische Kirchen entstehen. Sodann hat er alle Kraft für die Ausbildung eingeborener Gehilfen eingesetzt. Wir Malabaren verdanken ihm unser eigenes Predigerseminar. Wir hatten jahrelang darum gekämpft; unter Josenhans wäre es wohl nicht dazu gekommen. Oehler ist nach Indien hinausgegangen und hat die Sache studiert. Früher hatten wir in Mangalur ein einheitliches Predigerseminar. Das war ja äußerst bequem und geschickt. Da konnte man die Katechisten in den verschiedenen Distrikten gegenseitig austauschen. Leitende Missionare konnten auch in einem Distrikt, dessen Sprache sie nicht verstanden, mit den Gehilfen reden. Aber abgesehen von der Schwierigkeit eines doppelsprachigen Unterrichts in diesem Seminar, die große Not war, daß unsere Malabaren nicht mehr nach Mangalur gehen wollten. So bekamen wir also das Seminar in Talascheri. Unser Direktor hat sich lebhaft interessiert für diese Anstalten. Ich sehe ihn noch als wäre es heute gewesen, wie er auf Nettur in unsere Anstalt hereintritt. Wir suchten sein Herz zu gewinnen durch die Aufführung von „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ nach Bach mit obligater Violine. Wie weit das Eindruck auf ihn gemacht hat, weiß ich nicht. Er ging sofort ans Buch Job. Der eingeborene Gehilfe hat sich bei dem Examen mit seinen Leistungen in dieser Klasse so ausgezeichnet, daß D. Oehler ihn bis in die neueste Zeit nicht vergessen hat. Ich mußte in einer Klasse mit Glaubenslehre dran. Es ist für den Leiter einer Anstalt nicht gerade angenehm, dumme Antworten übersehen zu müssen, aber es mußte geschehen, und Oehler holte das Beste aus den Antworten heraus, so daß sogar die Schüler staunten ob des Ungeahnten, das ihre Antworten enthielten.

Diese Inspektionsreise ist mir unvergeßlich geblieben. Wir hatten ihr mit großer Spannung entgegengesehen. Wir waren Schüler von Inspektor Josenhans, ich kann sagen mit Leib und Seele — es wäre wohl jeder für Josenhans durchs Feuer gegangen. Es hat unsern Herzen schon wohl

getan, zu hören, daß der neue Inspektor Oehler den alten Kurs eingeschlagen habe. Der alte Recke Josenhans hat sich zu seinem letzten Kampf in Leonberg gerüstet, als Oehler als Inspektor berufen wurde. Josenhans wurde noch das schlichte Wort, mit dem sich im Heidenboten Insp. Oehler bei den Missionsfreunden einführte, vorgelesen, und er hat sich von ganzem Herzen darüber gefreut. Sozusagen mit dem Segen des großen Inspektors ist unser Direktor in sein Amt eingetreten. Was besonders unser Vertrauen gewann, war die Versicherung, daß er nicht in sein Amt eingetreten sei mit einem fertigen Programm, mit dem Ehrgeiz, einen neuen Kurs einzuführen. Er kam, wie er selbst sagte, zunächst um zu lernen. Wie rasch, wie gründlich und wie tüchtig hat er gelernt! Bald kam das Gefühl über uns, daß wir es mit einer klaren sicheren Leitung zu tun haben. Er ging nicht leicht an neue Bewegungen heran. Wenn er sie aber für richtig erkannt hatte, ist er loyal und mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit dafür eingetreten. Seine Reden haben auch bei den indischen Christen tiefen Eindruck gemacht. Bald fühlten sie, daß es mit Bekränzen und schwungvollen Begrüßungsreden ihrerseits nicht getan sei. Mit seinen Ansprachen und Predigten hat er es gründlich genommen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er an dem Nachmittag vor seiner Predigt auf Nettur mit mir vor einem Stehpult stand. Ich hatte ihm wörtlich die Malayalam-Übersetzung seines Textes ins Deutsche zu übersetzen und er verglich im griechischen neuen Testament. Beruhigt konstatierte er, daß es wörtlich mit dem Griechischen stimme. Dann ließ er sich den Bericht über die Gemeinde vorlesen und am Sonntag Vormittag wunderten sich die Leute, wie gut er orientiert war. Seine Verhandlungen waren in eine unruhige Zeit gefallen. Es war die Zeit, da über unsere Malabaren etwas wie die Flegeljahre gekommen waren. Unsere Eingeborenen wollten selbständig werden. Sie wollten aber mehr Rechte als Pflichten. Es war ein Genuß, zu hören, wie er sie sich aussprechen ließ und wie er sodann neben jedes Recht eine Pflicht zu setzen pflegte. Wie wohlthätig und ernüchternd wirkte das! Die Leute standen unter dem Eindruck, daß die Missionare sie nicht ankommen lassen wollen und es verhindern, daß die guten Gaben, die das Komitee so gerne darreichen würde, zu ihnen gelangen. Ja, wenn die lieben Väter in Basel nur ungehindert ihre Absichten ausführen könnten! So dachten die guten Leute. — Sie bekamen nun den richtigen Eindruck von der väterlichen Gesinnung der Väter. Oehler hatte ein wunderbares Geschick in der Leitung von Versammlungen hier und draußen. Klassisch war die abgeklärte Ruhe, mit der er sich durch die schwierigsten Verhandlungen hindurch bewegte. Oft hatte man den Eindruck: der Mann muß keine Nerven haben; er ist ja nie aufgeregt. Das hat auch dem Hindu imponiert. Diese klassische Ruhe der Seele — das ist es, was der Hindu vom Heiligen verlangt. Und wenn die Geister aufeinander plakten, wie hat er es verstanden, dem Unterliegenden zu helfen.

Entweder hat er die Sache unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt, oder er hat seine Ansicht mit Benützung des vorliegenden Materials so klar und einleuchtend entwickelt, daß die Leute den Eindruck hinwegnahmen: so haben wir es eigentlich im Grunde gemeint. Er hat einen großen Eindruck bei unsern Eingeborenen draußen hinterlassen. Das kam noch dieser Tage zum Ausdruck. Am Begräbnistag des seligen Direktors traf aus Indien ein Telegramm des alten theologischen Lehrers am Predigerseminar in Mangalur hier ein, in dem er namens der Gemeinden Kanaras zu dem unerseßlichen Verlust, den wir alle erlitten haben, kondolierte. Die ganze Reise ist ein bleibender Segen für unsere indische Mission geworden. Am wichtigsten dabei ist das Band tiefsten Vertrauens, das zwischen den Brüdern draußen und der heimatlichen Leitung geschlossen wurde, ein Band, das sich nie gelockert hat. Leider erst acht Tage nach dem Tod des I. Heimgegangenen ist ein Brief von Bruder Lüthi an den Direktor eingetroffen. Er schreibt: „Es freut uns sehr, zu wissen, daß Sie lieber Herr Direktor, immer noch als erster, erfahrener Kapitän das Schiff lenken, was für die Gegenwart, wo wir uns in gefährlichen Stellen befinden, von unnennbarem Wert ist. Was aber diese Arbeit neben Ihrem Körperleiden für Sie bedeutet, können wir nur ahnen. Möge der ewige, allmächtige um uns besorgte Hausarzt mit seiner Kraft, Gnade und Liebe Ihnen besonders in dieser kritisch schweren Zeit, wo Sie gewiß nicht nur eine Sorge haben, nahe sein.“ Der Brief ist geschrieben am 29. Mai.

Sehr imponiert hat uns der selige Direktor besonders auch als Theologe. Wie wohl orientiert war er und wie machte es ihm Freude sich auszusprechen! Es ist mir unvergeßlich, wie er mir auf der Veranda des Missionshauses auf Nettur eines Abends die Wellhausensche Theologie entwickelte, oder auf dem Weg zum Tischerumankotta uns in die Tiefen der Ritßlschen Theologie einführte. Mit mir stellte er einmal ein nachträgliches Examen an. Er hatte uns ja das Seminar geschenkt. Es handelte sich nun darum einen Vorsteher dafür zu gewinnen. Er dachte dabei an mich, und ich muß sagen, meine Gedanken gingen auch sehr stark in dieser Richtung. Ehe es zu den letzten Verhandlungen kam — wir saßen friedlich beisammen — sagte er zu mir: „Könnte ich Sie nicht etwas allein sprechen?“ Das ist in Indien äußerst schwierig. Wir gingen in ein anderes Zimmer. Nur eine Matte war zwischen uns und dem Nebenraum. Eine Stunde lang auf und ab gehend — er ging sehr gern beim reden — sprachen wir zusammen. Es waren nur zwei Fragen, die er an mich richtete: Wie stehen Sie zur Heiligen Schrift, und wie stehen Sie zur Person Christi? Ich habe mich fast gewundert, warum ich so aufs Korn genommen werde. Meine Freunde im Nebenraum waren todesstill, und die hatten eigentlich den Hauptgenuß bei der Sache. Am Schluß hat er mir gesagt, warum er mich gefragt habe: Man werde sich nach meiner Theologie erkundigen und er möchte aus eigener Überzeugung dabei reden können.

Liebe Freunde, noch ein Wort, das nicht mit der Inspektionsreise zusammenhängt, ein Wort von dem Bild des Entschlafenen, wie wir Missionare es wohl alle im Herzen tragen.

Für einen großen Mann ist es nicht immer vorteilhaft, wenn man in seine nächste Nähe versetzt wird. Ich habe ein großes, ideales Bild von unserm Direktor im Herzen getragen, als ich hierher kam. Dann habe ich noch neun Jahre mit ihm zusammenarbeiten dürfen. Ich darf mit gutem Gewissen sagen, ich hatte an dem Bild, das ich mit nach Hause gebracht hatte, nichts zu korrigieren. Mein Verhältnis zu ihm ist auch nie ein anderes geworden. Ich habe es nie vergessen können, daß er über 20 Jahre mein Inspektor gewesen war. Es war eine Würde um ihn und eine gewisse Reserve in seinem Wesen. Ich muß gestehen, über eine gewisse Scheu bin ich nie hinausgekommen. Es ist mir nun oft leid, daß ich nicht darüber hinwegkommen konnte. Mit einer schweren Last auf dem Herzen bin ich einigemal bis vor seine Schwelle gelangt und ging dann mit traurigem Herzen wieder zurück. Das versteht man erst, wenn man uns Schwaben kennt. Wir rasonieren wohl gerne und besonders nach oben. Das ist auch so beim schwäbischen Missionar, und er macht selbst vor dem Komitee nicht Halt, und doch muß ich sagen: in 20 Jahren draußen in Indien habe ich nicht ein unehrerbietiges Wort über unsern seligen Direktor gehört. In dem schwäbischen Herzen lebt aber neben der Neigung zum Rasonieren noch ein tiefer Respekt vor den Gewalten, die über uns gestellt sind, und davon kommen wir ungeheuer schwer los. So bin ich in den letzten neun Jahren neben dem seligen Direktor hergegangen — ich darf wohl sagen — wie ein alter treuer Landsknecht neben seinem Hauptmann. Wenn er angegriffen wurde, löste es unerträglichen Schmerz und Widerwillen in mir aus. Wenn ich zuweilen anderer Meinung war, so kostete es mich große Überwindung das auszusprechen.

Was machte ihn uns so teuer? Ich kann nur einiges hervorheben. Da war seine kristallhelle Klarheit, seine Aufrichtigkeit, seine ganz peinliche Wahrhaftigkeit. Von letzterem könnten wir viel erzählen. Wir hatten in den letzten Zeiten zuweilen einen Brief in seinem Namen zu schreiben, den er dann unterschreiben sollte. Man las ihn vor. Es hieß vielleicht am Anfang: „Ihr Schreiben hat mich sehr gefreut.“ — „Halt! Wir wollen das „sehr“ streichen. Der Brief hat mich gefreut, das ist richtig, aber ich könnte nicht sagen, daß er mich sehr gefreut hat“, konnte er sagen. — In meinen ersten Tagen als Inspektor hatte ich einmal auf eigene Verantwortung einen schwierigen Brief zu schreiben. Zu meiner Beruhigung habe ich ihn Herrn Direktor vorgelesen. Als ich fertig war, sagte er: „Dort am Schluß kommt mir vor, Du habest etwas verschleiert.“ Ich sagte, daß das absichtlich geschehen sei, da ich sonst Streit befürchte. „Ich könnte das nicht schreiben“, war die Antwort. Ich habe es doch geschrieben und — bekam Streit!

Was mir noch mehr imponierte, das war der Ewigkeitsgeist, der um ihn wehte. Er hielt sich immer in Zucht. Er ließ sich nie gehen. Er konnte heiter sein, hatte auch Sinn für Humor, aber wie schnell lagerte sich wieder der Ernst über sein Angesicht. Oft dachte ich: „Ich möchte eigentlich wissen, wie er in der Familie ist, wie er mit Kindern umgeht.“ Ich kann ihn mir nicht zornig oder gereizt vorstellen, allerdings auch nicht ungestüm zärtlich. Und doch hatte er ein sehr teilnehmendes Herz. Mein lieber Freund Bader hat zuweilen mit Tränen im Auge erzählt, was er ihm im Missionshaus gewesen sei, als er vor den Pforten der Ewigkeit stand. Neben dem Trost des Vaters fühlte er sich besonders erquickt durch die kindlichen Gebete und den uner schöp flichen Schatz an Liedern und Sprüchen, mit denen ihm der sel. Direktor zur Seite stand. Den Eltern, denen Gott Kinder nahm, werden des Heimgegangenen Briefe unvergeßlich bleiben; sein ganzes Herz war darin. So haben es auch unsere Gefangenen in diesen Tagen erfahren. Wie schön, daß man ihm auch etwas mitteilen durfte von der Freundlichkeit, die ihnen erwiesen wurde. Noch heute sehe ich, wie eine Träne in seinem Auge glänzte, als ich ihm von der Freundlichkeit des Gouverneurs von Madras gegen unsere Missionsleute erzählte. Seine Liebe spürte man, auch wenn er keine Worte davon machte. Mit dieser Liebe hängt zusammen, daß er immer Zeit hatte. Die fleißigsten Leute haben immer am meisten Zeit. Und nichts war ihm zu klein. „In einer großen Seele ist alles groß.“ Aus dieser Liebe floß auch sein mildes Urteil über andere. Es war fast nicht möglich, ihn von jemand, den er in sein Herz eingeschlossen hatte, zu überzeugen, daß irgend etwas Niedriges bei ihm möglich gewesen sei. Vor allem steht er vor mir als eine geklärte Friedensgestalt. Nicht Friede um jeden Preis. Wo es sich um Prinzipien handelte, kam dieser klare Geist nicht zur Ruhe bis die Sache durchgekämpft und klargelegt war. Aber dabei war er nie verlegend, wurde nie persönlich. Es war nicht seine Absicht, seinem Gegner wehe zu tun. Wie befriedigt konnte er aber dreinschauen, wenn es zur Klärung und Einigung widerstreitender Gedanken gekommen war. Querulanten waren ihm ein Kreuz.

Es ist bei einem begabten Mann immer eine große Sache, wenn er demütig ist. Begabte Leute sollten immer demütig sein, man kann sonst ihre Gaben nicht genießen. Es war ihm fast unverständlich, wenn er von Rangstreitigkeiten im Geschwisterkreise hörte. Immer hat er in solchen Fällen die Autorität und das Alter betont, und gerne erinnerte er an sein Verhältnis zu seinem älteren Freund und Mitarbeiter, Pfarrer D. Rinzler. So konnte er sich auch als Direktor unter Umständen von einer andern Ansicht überzeugen lassen. Draußen hatten wir oft gemeint: Was ein Direktor will, das geht durch. Er spielte die erste Violine und das Komitee ist das begleitende Orchester. Aber ich habe es hier doch anders gefunden. Es war mir oft rührend und großartig, wie er ohne jegliche Spur von Empfindlichkeit sich überstimmen lassen

konnte. Man merkte ihm keine Verstimmtheit an. Er berief sich gerne, wie auch Josenhans, auf die Autorität des Komitees, doch stellten sich beide verschieden zu diesem Komitee.

Schließlich wurde er uns ein vollendetes Vorbild der Geduld. Die Geduld hat in ihm ein vollkommenes Werk getan. Die es mit erlebt haben, werden nicht vergessen, wie Fessel um Fessel um ihn gelegt wurde, wie er immer hilfloser wurde und dabei immer glücklicher, milder, fast heiterer. Er beugte sich stille unter das Joch, das ihm sein Herr auferlegt hatte. So sah er in den letzten Zeiten vor uns als ein Gebundener und war doch frei, die eigene Not über der der Brüder vergessend. Als er endlich tot vor uns lag, er der treue Kämpfer in stolzer Ruhe, konnte man sich herzlich für ihn freuen, daß er überwunden hatte und erlöst war. Mein erster Gedanke war der: endlich frei, wieder frei, ganz frei! Der treue Knecht ist bei seinem Herrn angelangt. Damit schließe ich. Eine Erinnerungs-Feier in dem Sinne, daß wir das Gedächtnis des Heimgegangenen lebendig erhalten müßten, wäre eigentlich unnötig gewesen. Wir werden ihn nie vergessen. Aber in einem andern Sinn ist es wirklich nötig, daß wir uns sein Bild noch einmal vorführen und es festhalten: für den fortgehenden Kampf, für die fortzusetzende Arbeit. Es ist doch eine große Verantwortung, mit einem solchen Gottesmann zusammengelebt zu haben und unter dem Einfluß seiner Worte gestanden zu sein. „Ja, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr.“

Zur Erinnerung an Direktor Oehler.

Von Missionar B. Groh.

Verehrte Freunde! Wenn es mir auch vergönnt ist, als Vertreter der afrikanischen Missionen ein Wort der Erinnerung an unsern teuren Herrn Direktor sagen zu dürfen, so soll es vor allem der Ausdruck der Liebe und des Dankes sein für alles, was der Herr uns und unserm Werke in Afrika durch den Dahingeshiedenen geschenkt hat. Während seiner Amtszeit waren auch hier die wichtigsten und tiefgehendsten Entscheidungen zu treffen. So tauchte gleich nachdem er hierher nach Basel gekommen war, die schwierige Frage auf wegen Übernahme der englischen Kamerunmission, und in den letzten Jahren beschäftigte ihn noch die Eröffnung unserer jüngsten Tochtermission in Togo.

Und auch auf der Goldküste, unserem ältesten Missionsgebiete selbst bot die segensreiche innere und äußere Entwicklung des Verkehrs, sowohl im Schulwesen, wo es galt, in fortwährendem Kampf mit dem steigend wachsenden Einfluß der englischen Regierung auf dasselbe, ihm doch seinen Missionscharakter nicht rauben zu lassen, wie auch in der Gemeindegarbeit, wo nach der Einführung der neuen Gemeindeordnung sich der Drang der Eingebornen nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit in steigendem Maße geltend machte, eine Menge von ernstern und folgenschweren Entscheidungen zu treffen.

Inspektor Prätorius war kurz vorher während seiner Visitationsreise auf der Goldküste dem mörderischen Klima daselbst erlegen, und so trat Afrika für eine Visitation zunächst in den Hintergrund. Aber obwohl Direktor Oehler unser Arbeitsfeld nie selber gesehen hatte, so mußte doch jeder zurückkehrende Missionar staunen, zu sehen, wie er mit den Personen und Sachen draußen aufs sorgfältigste vertraut war. Und was das Wohltuendste war, es war nicht nur sein Verstand, der mit uns draußen arbeitete, sondern es war auch sein Herz.

Als ich vor Jahren Gelegenheit hatte, in St. James Palace in London die Geschenke zu sehen, welche der alten Königin Viktoria zu ihrem Jubiläum aus der ganzen Welt zugegangen waren, da fiel mir besonders ein Teppich auf, welcher die von den Frauen Englands kunstvoll gestickte Aufschrift trug: „God save the Queen, not Queen alone, but Mother, Queen and Friend.“ (Gott schütze die Königin, nicht Königin allein, sondern Mutter, Königin und Freundin). Diese Worte fielen mir wieder ein beim Gedanken an unsern teuren Herrn Direktor. So war er auch nicht Direktor allein,

sondern Vater, Direktor und Freund. Und wie tat uns diese väterliche Liebe so wohl! Ich werde es nicht vergessen, wie ich das erste Mal von der Goldküste zurückgekehrt war und er mich unverhofft auf einem ostschweizerischen Missionsfest sah. Mit leuchtendem Auge kam er da auf mich zu und begrüßte mich mit einem herzhaften Bruderfuß. Und wie erfreuten seine persönlichen Briefe, welche er uns hinaus nach Afrika schickte! Sei es, daß ihn ein Bruder um Vermittlung einer Lebensgefährtin in Anspruch genommen hatte, oder daß er zu einem freudigen Familienereignis seine Glückwünsche sandte, oder war es, daß es galt, einen bitteren Komiteentscheid einem Bruder mundgerecht zu machen, seine Briefe hatten nie etwas geschäftsmäßiges, eiliges, sondern waren stets liebevoll väterlich und enthielten immer auch noch einige persönliche Mitteilungen, von denen er annahm, daß sie den Betreffenden interessieren würden. Ramen von Afrika unter dem Einfluß des Klimas, der Schwierigkeiten und des Übermaßes von Arbeit von uns Missionaren einmal verstimmte und gereizte Briefe, so war seine Antwort doch nie gereizt, sondern stets sachlich und freundlich überzeugend. Obwohl man draußen mit den Entschlüssen des verehrten Komitees hie und da nicht übereinstimmte und gefaßte Beschlüsse nicht so wie sie lauteten, ausführen konnte, oder ihre Ausführung zurückstellen mußte, so hat das Herr Direktor nie persönlich genommen, sondern war stets für Gründe zugänglich; freilich Gründe mußte man bringen, wenn man ihn für eine andere Auffassung gewinnen wollte. So kam es denn, daß ich mich nicht erinnere, daß je eine allgemeine Mißstimmung gegen die Missionsleitung draußen hätte Platz greifen dürfen.

Der Inspektor war uns eben nicht nur Direktor, sondern väterlicher, Berater und Freund und als solcher unser Leiter, der es dennoch verstand, wo es sein mußte, auch mit fester Hand die Zügel zu führen.

Und wenn ich nun als Schüler des Verewigten im Namen all der Vielen, welche im Lauf der Jahre zu seinen Füßen gesessen sind, so war es auch als Lehrer seine schlichte, jeden rednerischen Schmuck verschmähende, durch und durch sachliche klare Vortragsweise, welche wohl Aufmerksamkeit forderte und zum Mitarbeiten nötigte, aber uns so das Wichtigste faßlich übermittelte und stets das Lehrziel erreichte. Als ich später selber unterrichten mußte, ist mir die Art und Weise seines Unterrichtes stets als vorbildlich vor Augen geschwebt.

Wir freuen uns, daß der Herr seinen Knecht aus seiner reichgesegneten Arbeit im Frieden zu sich genommen und eingeführt hat zur Ruhe des Volkes Gottes. Sein Andenken wird auch bei uns Afrikanern im Segen bleiben. Amen.

Schlußwort

von Missionssekretär Anstein. *)

Die Gedenkfeier dieses Abends geschieht in Befolgung des Schriftwortes hin: Gedenket an eure Vorsteher, die euch das Wort Gottes verkündet haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. (Hebr. 13, 7).

Wir haben das Bild des Verewigten an uns vorüberziehen lassen, wie er als Missionsmann und als Direktor gewirkt hat, wie seine segensreiche Tätigkeit nach außen hin erschien. Es soll nun zum Schluß noch ein Blick in sein Arbeitszimmer getan werden. Wir möchten nicht nur seine Werke schauen, sondern gleichsam ihn selbst noch einmal beim Werke sehen. Bekanntlich verlieren alle rein menschlichen Werke geistige und materielle, wie auch ihre Schöpfer an Wert, je genauer man sie prüft und kennen lernt, während das, was Gott schafft im Leben des Geistes und in der Natur, umsomehr unsre Bewunderung erregt, je genauer wir zusehen.

So zeigt sich sogar oft auch das, was auf dem Boden des Reiches Gottes getan wird, bei nahem gesehen oft weniger groß und rein, als es von weitem vielleicht erschien, weil gar viel Menschliches dabei hineingemischt ist.

Bei unserm lieben Herrn Direktor, dessen Charakter vom Geiste Jesu Christi geheiligt war, stand es aber nun so, daß sein Bild um so heller erstrahlte, je näher man ihm trat und je enger die persönlichen Beziehungen zu ihm wurden.

Es heißt mit Recht, man müsse, um einen Mann wirklich genau kennen zu lernen, seinen Diener fragen, wie er sich im häuslichen Verkehr gebe, da, wo keine Rücksichten der Repräsentation zu nehmen sind und die unzähligen Kleinigkeiten des täglichen Lebens und der Arbeit leicht zu Ärger und Mißstimmung Anlaß geben können.

Der Sprechende hatte das beneidenswerte Glück, während einer Reihe von Jahren neben seiner Tätigkeit als Missionssekretär auch der Privatgehilfe von Direktor Dehler sein zu dürfen, als dieser die Feder nicht mehr eigenhändig zu führen im stande war, und genoß so in engster Arbeitsgemeinschaft mit dem Entschlafenen den hohen Vorzug des fast täglichen Verkehrs mit einer Persönlichkeit, in der sich das Bild Christi in seltener Weise wiederpiegelte.

In der Arbeit mit Herrn Direktor Dehler wurde oft stundenlang kein anderes Wort geredet, als was zur Sache gehörte, zur oft sehr prosaischen

*) Konnte wegen vorgerückter Zeit in der Gedächtnisfeier nicht mehr gesprochen werden.

Detailarbeit, wie sie die Behandlung der Akten mit sich brachte — aber bei alle dem war es immer eine Freude mit ihm arbeiten zu dürfen. Es herrschte eine Atmosphäre der Ruhe und des Friedens, des Wohlwollens und der Liebe bei ihm, so daß es schon rein seelisch eine Erquickung war, in seiner Nähe zu weilen. Sein Charakter war so sehr einheitlich und aus einem Guß, daß bei Hervorhebung der einzelnen Züge die Gefahr besteht, die Harmonie des ganzen Bildes darunter leiden zu lassen. Wer den Verstorbenen jedoch gekannt hat, wird leicht die einzelnen Striche, die jetzt noch sollen gegeben werden, in das Gesamtbild einreihen können, das er von ihm im Herzen trägt.

Was dem Sprechenden, der den Verstorbenen übrigens schon vor 28 Jahren kennen gelernt hat, bei seinem Eintritt in die Arbeit des Sekretariats vor zwölf Jahren in erster Linie aufs neue auffiel, war die große Demut dieses so bedeutenden Mannes, die gerade dann am deutlichsten hervortrat, wenn er von dem reden mußte, was ihn auszeichnete.

Um dem neu eingetretenen Sekretär die Herstellung eines Protokolls der Komitee-Sitzung am zweiten Tage seines Hierseins ohne Kenntnis der Akten an einem Tage zu ermöglichen, bot sich der Inspektor, wie sein Titel damals noch lautete, an, die schwierigeren Paragraphen zu diktieren, indem er, ebenso frei von falscher, unwahrer Bescheidenheit als von Selbstüberhebung, im Tone echter Demut wie etwas Selbstverständliches sagte: „Ich habe eben alles im Kopfe“. Ohne Notizen gemacht zu haben, hafteten ihm auch bei den umfangreichsten Akten alle Namen und Zahlen, auf die es ankam, im Gedächtnis fest, und es floß sein Diktat dahin, wie wenn er etwas vorzulesen hätte. Und er las auch ab, was er in seinem klaren Geist so verarbeitet hatte, daß er es jederzeit reproduzieren konnte. — So erinnerte er sich noch 14 Tage vor seinem Tode beim Lesen von J. Warnecks Buch über „Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission“ bei Erwähnung der Rede des Apostels in Athen seiner eigenen Reden vor Heiden in China und Indien vor bald 30 Jahren mit genauer Angabe der Veranlassung und der Anknüpfungspunkte sowie des Gedankenganges. Es geschah auch in der ihm eigenen schlichten Betonung, fern von allem Selbstruhm, als ob es selbstverständlich sei, daß man jederzeit genau wiederholen könne, was man vor Jahrzehnten einmal gesprochen hat. Und wie demütig urteilte er über seine grandiose Bibelkenntnis, die doch für die entlegeneren Teile der Bibel fast immer das Kapitel, für die bekannteren Bücher die Stellen bis auf die Verse genau anzugeben wußte, während er umgekehrt bei einer angeführten Bibelstelle meist auch den entsprechenden Text sofort sagen konnte. Eine Konkordanz scheint er kaum nötig gehabt zu haben.

Weil er seine Überlegenheit niemanden fühlen ließ, erwarb er sich um so mehr die freiwillige Bewunderung seiner Mitarbeiter und machte ihnen ihren Dienst so leicht. — Dabei war seine Treue im Kleinen vorbildlich

und beschämend. Die Ausnützung seiner Zeit ging nach Sekunden. Während sein Sekretär nur ein Blatt wendete, hatte er, so lange er überhaupt noch ungehindert lesen konnte, sich schon wieder einen Satz aus einem vor ihm liegenden Manuskript oder Buch angeeignet. So sammelte er die kostbaren Brocken der Zeit, damit nichts umkomme, und bewältigte darum auch noch als schwer Leidender eine erstaunliche Fülle von Arbeit.

Etwas wahrhaft Ergreifendes hatte sein in seltenem Maße ausgebildeter Wahrheitsinn. Er war sich dessen voll bewußt, daß er das Recht hatte, um der Ehre seines Christennamens und der Sache, die er vertrat, für durch und durch wahrhaftig gehalten zu werden. Darum schrieb er auch vor wenigen Monaten noch, als ihm von gewisser Seite aus der Vorwurf gemacht worden war, er greife seine Behauptungen aus der Luft, seinen berechtigten Protest in die Welt hinaus: „Wer mich und meine Berichterstattung kennt, weiß, daß ich überhaupt nicht aus der Luft greife.“

In seiner Rede und in seinen Briefen konnte er sich nur genau so ausdrücken, wie er wirklich empfand ohne irgend welche Ausschmückung. Nie wurde in die Schriftstücke ein entbehrlicher Titel oder ein Superlativ gesetzt. Korrekturen kamen in seinen Diktaten fast nie vor, aber wenn es geschah, so war es meist darum, weil er beim Vorlesen des Diktats die Empfindung hatte, ein Ausdruck entspreche nicht ganz genau der Wirklichkeit, auch wenn er nach konventionellem Gebrauch hundertmal wäre berechtigt gewesen. Er zog es vor, lieber zu wenig als zu viel zu sagen, und schien darum oft weniger teilnehmend als er es tatsächlich war. Es sollten in keiner Weise bloß durch das Gefühl die Akzente bestimmt werden, weder beim Ausdruck der Freude noch bei dem der Trauer.

Bezeichnend für sein Wahrhaftigkeitsgefühl auch beim Reden ist eine von ihm einst gelegentlich gemachte Bemerkung, er habe während seiner Inspektionsreise in Asien fortwährend das Gebet im Herzen bewegt: Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann besteh'n, Laß kein unnützes Wort aus meinem Munde geh'n.

War er im Zusammenhang damit, daß er jedes Wort, das er sprach, auf die Goldwage legte, im Privatverkehr und im geselligen Kreis oft eher etwas still und vielfach mehr der Hörende als der Sprechende, so tat sich sein Mund von heiligem Feuer berührt auf, wenn es galt, Gottes Wort auszulegen, sei es auf der Kanzel, was leider auch früher verhältnismäßig nur selten der Fall war, sei es im Betsaal des Missionshauses bei den Sonntagsabendbibelstunden oder andern ähnlichen Anlässen, oder in den vertrauten Zusammenkünften des Vereins Christlicher Gemeinschaft, (V. C. G.), die er bis zuletzt in seinem Wohnzimmer leitete und wo er im letzten Winter geistesmächtige Auslegungen von Reden des Propheten Jeremia gab mit besonderer Berücksichtigung unserer ernstesten Zeit. Seine Auslegung der Schrift quoll wie ein Strom kristallhellen Wassers dahin. Wie klar hat er

die großen Zusammenhänge darzustellen gewußt und damit auch die einzelnen Stellen ins rechte Licht gerückt! Die Schrift wurde durch die Schrift selbst erklärt und so die innere Einheit der Bibel in überzeugender Weise dargetan. Seine Bibelklärung, die in die Tiefen der göttlichen Offenbarung führte, war eine Apologie für die Göttlichkeit der heiligen Schrift. Bei seinen Ansprachen über biblische Texte griff er grundsätzlich niemals bloß in den Vorrat seiner Erkenntnis, sondern sprach nur dann über ein biblisches Wort, wenn er es durch die Vorbereitung sich wieder neu erworben hatte.

Aus dem steten Umgang mit Gott und seinem Wort schöpfte der liebe Entschlafene jene Kraft der Liebe, die seinem ganzen Wesen den Stempel aufdrückte. Er traute so sehr einem jeden Menschen das Beste zu, daß es ihm fast unmöglich wurde, an unlautere Beweggründe bei seinen Nächsten zu glauben. Erwies er sich nicht darin als ein ganz feiner Menschenkenner, der eben an keinem verzweifelte, sondern bei jedem Menschen an einen guten Kern glaubte und ihn zu beleben und zur Entfaltung zu bringen suchte? Der Erfolg gab ihm recht. Auch die schwierigsten Charaktere suchten das ihnen entgegengebrachte Vertrauen durch ein entsprechendes Verhalten zu rechtfertigen. Er verstand es, wie wenige, die Wahrheit zu sagen in der Liebe, die alles trägt, alles glaubt, alles hofft. —

Am Wohl und Wehe anderer nahm unser lieber Direktor so tiefen Anteil, daß er vor innerer Bewegung oft kaum zu sprechen vermochte. Es war dies nicht etwa eine Äußerung seiner zunehmenden körperlichen Schwäche. Schon in den Tagen seiner völligen Gesundheit sah man bei freudigen und traurigen Nachrichten, die man ihm brachte, seine Augen feucht werden, so bewegte das Ergehen seiner Mitmenschen sein teilnehmendes Herz. Am fröhlichsten sahen wir ihn, mit leuchtendem Angesicht, wenn er in seiner selbstlosen Art über die Erfolge anderer berichten konnte. Und wer das Glück hatte, ihn im Schoß seiner Familie zu sehen, der durfte Zeuge sein von seiner zarten väterlichen Liebe, mit der er die Anwesenden und Abwesenden gleichermaßen umging, durfte es erfahren, wie das persönliche Ergehen seiner Gäste und Hausfreunde ihm am Herzen lag und wie die Pflege der Gastfreundschaft für ihn ein Bedürfnis war, wenn sie ihm auch in den letzten Jahren, seines körperlichen Zustandes wegen, manche Beschwerden brachte.

Das Geheimnis seiner Persönlichkeit lag im Frieden des Glaubens, der aus ihm hervorleuchtete. Der Glaube war ihm eine Tat des Gehorsams gegen den himmlischen Vater. In der völligen Übergabe an Ihn mit Leib, Seele und Geist fühlte er sich für Zeit und Ewigkeit geborgen: Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir steh'n! Wie oft hat er dies sein Lieblingslied im Betsaal singen lassen und wie hat er durch lebhafteste Bewegungen seines Hauptes dem gesungenen Texte dabei jeweiligen Nachdruck verliehen!

Wir haben das Ende seines Lebens im Glaubensgehorsam gesehen. Es war das friedliche Wandern des Kindes an der Hand des himmlischen Vaters im dunklen Thal, der getreue Dienst in der Nachfolge Jesu unter der Last des Kreuzes. Wir sahen den Verstorbenen sein Joch als sanft und seine Last als leicht empfinden, weil er den Segen der Trübsal geglaubt und erfahren hatte.

In ihm spiegelte sich in seltener Klarheit die Herrlichkeit Jesu Christi wieder. Was wir bei diesem Diener unseres Herrn sahen und erfuhren, war Licht vom Lichte des Meisters, Kraft von Seiner Kraft. Er war ein getreuer Knecht Jesu Christi und darum ist er Vielen ein Vater in Christo geworden.

So schauen wir mit Wehmut sein Ende an, aber mit Dank gegen Gott, der uns so viel durch ihn geschenkt hat und wollen bitten, daß Gott uns die Gnade verleihe, seinem Glauben und Wandel nachfolgen zu können!



Worte am offenen Grabe.

Von Pfarrer E. Miescher.

Als Pfarrer der Kirchengemeinde St. Leonhard, deren Glied der I. Vollendete gewesen ist und die ihm wahrhaftig auch viel Segen zu verdanken hat, sowohl unmittelbar durch sein auf der Kanzel gehörtes Wort, wie mittelbar durch den geistigen Einfluß, der von ihm ausgegangen, soll ich — und gewiß ist es mir, dem ihm manches Jahr hindurch besonders nahe Verbundenen, eine liebe Pflicht, — hier noch am Grabe das übliche Segenswort aussprechen, wie es unserm Glauben und unserer Hoffnung Ausdruck gibt.

Meine Lieben, wir verkünden hier nicht den Sieg des Todes, sondern des Lebens. Ja, wir übergeben der Erde, was der Erde ist; den sterblichen Leib, der dem Geist in langer segensreicher Lebensarbeit als Herberge und Werkzeug treuen Dienst getan hat, bis er dem gottverordneten Leiden erlegen und zusammengebrochen ist, betten wir in die Grabeskammer. Da ruhe er im Frieden dessen, der durch sein Liegen im Grab auch unsere Grabesruhe geheiligt hat, als ein Samenkorn zur Auferstehung, denn wir warten vom Himmel her des großen Lebensfürsten, unseres Heilandes Jesu Christi, der unsern nichtigen Leib auferwecken und ihn verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe nach der Macht, womit er alle Dinge sich kann untertan machen. Den vollendeten Geist aber befehlen wir der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und dem Herrn Jesu Christo, der gesagt hat: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein“ und seinen himmlischen Vater angerufen hat: „Ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“

Nach dem Wandel und der Arbeit unter viel Mühsal im Glauben, Herr, schenke ihm das selige Schauen, das über Bitten und Verstehen zeigt, daß unsere Arbeit nicht vergebens ist in dem Herrn! Erhalte das Andenken des I. Entschlafenen unter uns im lieben Missionshaus und bei der Missionsgemeinde in reichem Segen. Du weißt, wessen wir bedürfen, ehe wir darum bitten. Gib, so bitten wir dich im Namen Jesu, den Leidtragenden, gib unserer Mission, gib einem jeden von uns, der noch unterwegs ist, was uns für Zeit und Ewigkeit not tut. Amen.

Danksagung.

Teure Freunde!

Vor mir liegen hunderte von Briefen und Karten aus Deutschland, Österreich, aus der Schweiz, von unsern lieben Brüdern im Felde, aus den Schützengräben, aus Lazaretten und Kasernen, und aus allen redet dankbare Liebe, tiefe Ehrfurcht, hohe Anerkennung. Wir, ich und meine Kinder haben in langer Erfahrung den teuren Vater so kennen gelernt, wie Ihre Briefe ihn uns vor Augen malen, und wenn wir Ihre Briefe lesen, sagen unsre Herzen „ja“ zu dem was Sie sagen, und wir fühlen uns von Ihnen verstanden. Es war eine große Vielseitigkeit im Wesen dieses Mannes, es war mir oft wunderbar, wie viel Verständnis er den verschiedensten Dingen und Menschen entgegenbrachte; das ließ ihn liebevoll eingehen auf die Bedürfnisse Aller und gab denen, die zu ihm kamen mit ihren Anliegen das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens. Und vertrauen konnte man ihm; das haben Sie erfahren, es war alles echt und wahr an ihm. Gott schenkte dem demütigen Manne oft große Weisheit in schwierigen Fragen und verwickelten Verhältnissen; mit zarter und doch fester Hand faßte er die Dinge an. Wie oft habe ich diese Gnadengabe in ihm bewundert, und ich konnte die junge Schwester verstehen, die sagte: „Wir hatten Ehrfurcht, aber nie Furcht.“ Diese Gnadengabe, so möchte ich sie nennen, machte ihn dazu geschickt, Vater zu sein, für seine eigenen Kinder und für alle die, die einen Vater brauchten. Sie kennen seine maßvolle Redeweise, die ihn davor bewahrte, zu verletzen und dabei die Klarheit seiner Worte, den Mut der Wahrheit. Schon in seinen jungen Jahren hatte er Gewalt über sich selber. Ich war schon viele Jahre seine Frau, als ich durch seine ältere Schwester erfuhr, er sei von heftigem Temperament gewesen in seinen Knabenjahren. Uns hätte es geschienen, dieser Mann, der es so sehr verstand, sich selber zu erziehen, hätte es nicht nötig gehabt, in die Schule des Leidens geführt zu werden. Und doch fand der große Erzieher es für nötig. Daß die Schmelzarbeit an unserem geliebten Vater das austichtete, was das tiefe Lied von Hartmann „Endlich bricht der heiße Siegel“ so schön ausführt, das haben wir, seine Nächsten und viele, viele von Ihnen voll Ehrfurcht für Gottes heilige Wege gesehen und erkannt. Was sein stilles, starkes Dulden an uns und an vielen von Ihnen gewirkt und ausgerichtet hat, das werden wir einmal erfahren.

Sie wissen, wie unser lieber Vater, wenn gleich seit Jahren durch die immer zunehmende Lähmung seiner Glieder sehr hilflos, doch mit solch innerer Freudigkeit seinen wichtigen Beruf ausfüllte, daß sein Tod uns doch alle überraschte. Vom 5. bis 7. Juni war ihm noch ein Wiedersehen mit seinem seit Beginn des Krieges im

Feld stehenden Sohn Albrecht Dr. jur. in Weil bei Riehen im Hause des lieben Bruders Ludwig Bertsch vergönnt. Zu unserer großen Freude und Überraschung fanden sich alle unsere Kinder in Weil ein, außer unserer ältesten Tochter Auguste, die in Pardubitz in Böhmen in der Pflege der Verwundeten arbeitet und die ihn erst im Tode sehen sollte und unserm Jüngsten, dem Theologen Gustav, der seit Beginn des Krieges an der Front steht. An Gustavs Stelle kam dessen liebe Braut, Thea Barwasser aus Stuttgart. Albrechts Zwillingbruder Willy, Pfarrer in Banjaluka, Bosnien, war zu kurzer Erholung auch gekommen, seine Frau und sein Töchterlein allerdings noch in Stuttgart zurücklassend, ebenso Theodor, der Ingenieur von Ehlingen. Montag, den 7. kehrten wir nach Basel zurück, unser Vater nahm um 5 Uhr nachmittags an einer Sitzung teil. Den 8. Juni, seinen 65. Geburtstag verlebte er noch eigentlich gesund, genoß besonders den warmen Abend im Garten, freute sich am Gesang der Töchterlein aus dem Mädchenhaus und am ganz besonders lichtvollen Sonnenuntergang.

Am Mittwoch war es ihm klar, daß er nicht zur Sitzung gehen könne und am Donnerstag, daß er seine Kriegsgebetsstunde nicht werde halten können. Zu mir sagte er: Die Bibelstunde in Weil könnte meine letzte Bibelstunde gewesen sein. — Die Nacht von Donnerstag auf Freitag brachte ihm Atemnot, ebenso die Nacht von Freitag auf Samstag. Der mitten in der Nacht herbeigerufene Arzt brachte ihm Erleichterung, und durch Gottes Gnade kam es nie wieder zu angstvollem Ringen nach Atem. Aber der Arzt fand die Atmung durchaus ungenügend, der Brustkorb hob sich nicht, er atmete nur mit dem Zwerchfell. Ebenso bemerkten wir eine zunehmende Lähmung der Halsmuskeln, weshalb ihm das Schlucken große Mühe machte und die Stimme fast ganz versagte. Während er die zwei schlimmsten Nächte zum Teil im Stuhl zugebracht hatte, konnte er die beiden folgenden Nächte im Bett bleiben. In diesen beiden Nächten durften seine Kinder Christoph und Anna ihm dienen. Die dritte Nacht, die letzte seines Lebens war peinlich, aber ohne Beängstigung. Alle angewandten Mittel wollten nicht helfen, die Schwäche der Muskeln nahm zusehends zu. Als am Morgen des 15. Juni um 6 Uhr der Arzt zu ihm kam, meinte er merkwürdiger Weise: „Es steht nicht schlimm.“ Er fragte nach dem Puls, der Arzt sagte, er sei sehr schwach gewesen, habe sich durch die Kampferinjektion etwas gehoben. Bald darauf fragte er den Arzt: „Dauert der Kampf sehr lang? Stundenlang?“ Da sahen wir, daß er wußte, wie es um ihn stand. Als wir an seinem Bett beteten, nicht wissend, ob er uns noch höre, bekräftigte er unser Amen. Vorher hatte er völlig tonlos, nur eigentlich hauchend nach den „fernen Kindern“ gefragt und versucht, ihre Namen zu nennen. — Es kam eine gewisse Unruhe über ihn, er wollte aufstehen und hat um die Kleider. Als ich ihm aber sagte, er sei zu müde und sollte jetzt schlafen, sagte er: „Das will ich auch.“ Er verlangte nach seiner Tochter Anna, sie solle seine Hand halten, sie setzte sich zu ihm, bis er etwas ruhiger wurde, als er nach längerer Zeit die Augen öffnete, war ich an ihre Stelle getreten und er glaubte, es sei noch Anna, da bat er sie, ihre Mutter zu rufen. — Er war sehr erschöpft und einmal verlangte er nach Licht. Sein letztes Wort war „etwas ruhen“.

In einer der letzten Nächte sagte er zu mir: „Sollte die Aufgabe erfüllt sein?“ Und nun durften wir Zeugen sein, wie die Ruhe über ihn kam, wie er eingehen durfte zu der Ruhe des Volkes Gottes. Wir wußten nicht, schlief er oder starb er, — wir wußten nur, daß unsre Macht zu Ende war und daß wir ihn bloß bis an die Tür begleiten durften, wo ein Höherer ihm das Geleite gab. Da war kein Kampf und keine Angst, sondern ein stilles Auslöschen, ein sanftes friedliches Entschlafen. Um ½10 Uhr hatten die immer schwächer werdenden Atemzüge aufgehört. —

So habe ich Ihnen nun berichtet, was wir in diesen 10 Tagen, vom 5. bis 15. Juni erlebt. Ich weiß, daß Sie sich gerne mit uns an das Sterbebett gestellt haben. Mir und meinen Kindern und unsrer treuen Christine war es, als hätten wir mit Augen gesehen, wie ein Knecht Gottes zu seines Herrn Freude eingehen durfte. Nehmen Sie alle meinen und meiner Kinder Dank entgegen. Ich bin dankbar, daß es mir erlaubt ist, Ihnen allen, die Sie mir und meinen Kindern in eingehenden, verständnisvollen Briefen, Karten und Telegrammen, durch teilnehmende Besuche, durch liebevolle Gaben Ihre dankbare Liebe zu unserm theuren Vollendeten kund getan, diese Worte zu schreiben. Die Zahl der eingegangenen Schreiben hat bis heute 900 weit überschritten. Da würden unsere Kräfte nicht reichen, wollten wir im Einzelnen darauf eingehen. —

Natalie Oehler geb. Lawton,
Auguste Oehler,
Christoph Oehler,
Anna Oehler,
Albrecht Oehler,
Milly Oehler mit Frau Gertrud geb. Duvernoy,
Theodor Oehler,
Gustav Oehler und dessen Braut Thea Barmasser.